Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur

Zweiter Jahrgang / Nummer 47 / Berlin, 20. November 1908

Was für Zustände! / Von Gustav Landauer

Selbst wer es geschmacklos und unmodern und eines gebildeten und geschniegelten Zeitgenossen unwürdig fände, die Sätze, die er schreibt, mit etwas anderem zu beschließen als mit dem gesitteten Punkt, müßte sich jetzt zum plebejischen Zeichen der Grobheit und der inneren Teilnahme, dem Ausrufezeichen, versucht fühlen. Und so sei denn diese Betrachtung über die letzten Ereignisse, die gerade darum so trostlos sind, weil sie wieder einmal immer noch keine Ereignisse, sondern nur eine Episode sind, mit den Ausrufen begonnen:

Was für Zustände! Was für unglaubliche Vorfälle! Was für ein Kanzler! Was für ein Kaiser! Was für ein Parlament! Was für ein deutsches Volk!

Viele Tage hintereinander hat die unabhängige und zum Teil auch die abhängige Presse in scharfen Worten an der Person, der Politik, dem Tun und den Reden des Kaisers Kritik geübt. Artikel der ausländischen Presse voll Hohn und Geringschätzung sind in ihrem Wortlaut in den deutschen Zeitungen veröffentlicht, von Erwachsenen und halbwüchsigen Schulkindern verschlungen worden, von gar manchen mit politischem Interesse, von viel zu vielen nur als neueste Sensation. Der Kanzler hat in dem Regierungsblatt vor aller Welt erklärt, daß er authentische Aeußerungen des Kaisers, Aeußerungen, die der Kaiser in der englischen Presse aller Welt mitgeteilt wünschte, als nicht zur Veröffentlichung geeignet, als die deutschen Interessen schädigend betrachtet. Und nun hat er diese Erklärung im Deutschen Reichstag wiederholt; und hat Worte hinzugefügt, die in kluger Berechnung, wie sie nur seine psychologische Kenntnis dieses Monarchen wählen konnte, so gesetzt waren, daß sie für die lauschenden Parlamentarier einen Tadel gegen den Kaiser, für diesen selbst eine Verteidigung bedeuten mußten. Und zwei Tage lang haben die Reichstagsabgeordneten aller Parteien gegen Wilhelm II., König von Preußen, Deutschen Kaiser, unter dem Vorsitz des Präsidenten, Grafen zu Stolberg, Gericht geübt: einmütig waren alle Parteien darin, daß der Kaiser jetzt, und nicht jetzt zum ersten Male, Deutschland ernsthaft geschädigt habe; einmütig waren sie alle darin, daß sie den dringenden Wunsch aussprachen, der Kaiser möge sich in seinen Worten und Unternehmungen zurückhalten. Darüber hinausgehend haben die Redner der Mehrheit, freilich einer Mehrheit, wie sie sich zu praktischer Arbeit selten zusammenfindet, nämlich der Reichspartei, der Nationalliberalen, der Sozialdemokraten, der Freisinnigen und süddeutschen Volkspartei, der wirtschaftlichen Vereinigung und der Polen, Worte der äußersten Bitterkeit, des Spottes, der kaum verhüllten Anspielungen gesprochen, sie haben durch gewisse Betonungen, die der Leser der Berichte erraten muß, im ganzen Hause stürmische Heiterkeit auf Kosten des Monarchen erregt. Zu alledem schwieg der Präsident. Zu alledem schwieg der Kanzler.

Was wir da erlebt haben, ist viel. Und was wir da erlebt haben, ist wenig.

Allerlei Töne sind gehört worden: Heiterkeit, Spott, Besorgnis, Vertuschung, Bedauern, Schadenfreude.

Aber ein Ton ist nicht vernommen worden: die Stimme des Ernstes und des zuversichtlichen Vorsatzes: es wird nun anders werden, denn wir wollen es! Es hat da keiner

vor Zorn gebebt; niemand hat den Eindruck gemacht, daß er die Kraft in sich fühlt, zur Aenderung der Dinge auch nur ein Kleines beizutragen. Der Kanzler nicht; aber die Parlamentarier alle miteinander noch weniger. Der Geist vergnüglicher Resignation, der Geist des „Simplizissimus“ ging vom Königsplatz in Berlin aus über die deutschen Lande.

Und so hat das deutsche Volk von seinen Regierenden und seinen Vertretern zurückbekommen, was diesen seit Jahren aus der Stimmung des Volkes schon zugeflogen sein mußte. Seit Jahren schon wird von Beamten, Gelehrten, Offizieren, Schriftstellern, Künstlern und dem Volk der Zeitungsleser die Hand in der Tasche geballt; seit Jahren betrachtet sich ein übergroßer Teil des Volkes nur als Publikum, als Zuschauer, als machtlos Interessierte, die neugierig sind, wie es uns gehen wird, was aus allem folgen wird. Das „Deutsche Reich“ ist ein Schauspiel, dem das deutsche Volk zusieht.

In diesen Zeiten der Tragikomödie, wo das Tragische komisch genommen wird, während in Wirklichkeit etwas überaus Komisches uns in mehr als eine Tragödie zu verwickeln droht, ist es wohl manchem nötig gewesen, vor solchem Anblick in höhere, kräftigere Regionen, zu Zeiten oder Personen der Genialität sich zu flüchten. Mancher wird zu Napoleon gegangen sein oder zu Friedrich II., zu Mirabeau oder zu Marat, zu Junius oder zu Milton, zu Bismarck oder zu Machiavelli. Ich bin zu Fichte gegangen und habe mich an der Größe, an der umfassenden Weite seiner Gedanken, mit der die Tapferkeit, die Gradheit und wiederum die Allgemeinheit seiner Seele in unlösbarer Verbindung steht, erquickt. Ich habe mich von der hilflosen Erbärmlichkeit unserer Verantwortlichen, der Minister, der Parlamentarier, der Gelehrten in dem weiten Sinn, den Fichte diesem Wort gegeben hat, der geistigen Vertretung und Führerschaft des Volkes an Sätzen wie den folgenden erholt: „Hinstehen und klagen über das Verderben der Menschen, ohne eine Hand zu regen, um es zu verringern, ist weibisch. Strafen und bitter höhnen, ohne den Menschen zu sagen, wie sie besser werden sollen, ist unfreundlich. Handeln! Handeln! das ist es, wozu wir da sind.“ Und wiederum, was er seinen Jenenser Studenten in seiner Vorlesung über die Bestimmung der Gelehrten mit auf den Weg gegeben hat, und was man wieder und wieder lesen muß in unserer Zeit, wo es die selbstgewählte Bestimmung der Gelehrten ist, sich bei Hofe beliebt zu machen: „Ich rede vor jungen Männern, die schon durch ihre Jahre vor dieser gänzlichen Nervenlosigkeit gesichert sind, und ich möchte neben und vermittelst einer männlichen Sittenlehre zugleich Empfindungen in ihre Seele senken, die sie auch in Zukunft vor derselben verwahren könnten. Ich gestehe es freimütig, daß ich eben von diesem Punkte aus, auf den die Vorsehung mich stellte, etwas beitragen möchte, um eine männlichere Denkungsart, ein stärkeres Gefühl für Erhabenheit und Würde, einen feurigern Eifer, seine Bestimmung auf jede Gefahr zu erfüllen, nach allen Richtungen hin, soweit die deutsche Sprache reicht, und weiter, wenn ich könnte, zu verbreiten; damit ich einst, wenn Sie diese Gegenden werden verlassen und sich nach allen Enden zerstreuet haben, in Ihnen an allen Enden, wo Sie leben werden, Männer wüßte, deren auserwählte Freundin die Wahrheit ist; die an ihr hangen im Leben und im Tode, die sie aufnehmen, wenn sie von aller Welt ausgestoßen ist; die sie öffentlich in Schutz nehmen, wenn sie verläumdet und verlästert wird; die für sie den schlau versteckten Haß des Großen, das fade Lächeln des Aberwitzes und das bemitleidende Achselzucken des Kleinsinns freudig ertragen. In dieser Absicht habe ich gesagt, was ich gesagt habe, und in dieser Endabsicht werde ich alles sagen, was ich unter ihnen sagen werde.“

Das sind freilich nur Worte; aber man sollte da, wo wir jetzt stehen, und da insbesondere, wo unsere Minister und unsere Parlamentarier unter dem Schutze der Immunität stehen, wissen, daß Worte von Männern nicht Witze und nicht Lügen, sondern Taten sein sollen, und daß nur Taten uns retten können. Diese Worte Fichtes waren so stark und wirkten so Starke, daß Goethe z. B. 1806 in sein Tagebuch schrieb, er habe „Fichtes Lehre in Napoleons Taten und Verfahren wiedergefunden“; und wir könnten wissen, daß in der Wiederaufrichtung Preußens, in den großen Taten der Scharnhorst, vom Stein und so vieler Bekannter und Unbekannter ebenfalls Fichtes Lehre, Fichtes Person zu finden ist.

Napoleon, der Freiherr vom Stein und Fichte stehen in der Tat zusammen, in ihrer großen continentia cerebri; wer rettet uns heute, wo das größere Deutschland in Unlust und Apathie, nächstdem in Unaufrichtigkeit und Mutlosigkeit zu verfallen droht, vor der incontinentia cerebri, vor der untätig schmunzelnden Schwatzhaftigkeit unserer Parlamentarier.

Fürst Bülow, der Reichskanzler, so wie er sich jetzt zeigt, gewiß nicht. Er dürfte im Reichstag nicht mehr mit der unerträglichen Ruhe, mit der wichtig nehmenden Aufmerksamkeit angehört werden, es sei denn, der feine, listige Kopf entschlösse sich, nun endlich einmal ein gerades, ein aufrichtiges Wort zu sagen. Die Zweideutigkeit der Rede, die er so virtuos beherrscht, die Manier, den Sack zu schlagen und dabei offenbar den Esel zu meinen, sein Tänzeln, seine Methode, das Fell zu waschen, ohne es naß zu machen, das noch nicht ausgesprochene Wort im Munde so schnell zu drehen, daß es für zwei verschiedene Hörer zwei verschiedene Richtungen nimmt — das alles sind altfränkische und vormärzliche Diplomaten- und Jongleurkünste, das alles qualifiziert ihn zu einem Höfling des ancien régime, aber nicht zu dem Kanzler des deutschen Volkes, den wir brauchen.

Zugegeben, er ist in einer unerhört schwierigen Situation; in einer Lage, wo auch ein Starker versucht sein könnte, zunächst zu lavieren. Wie die Dinge liegen, kann niemand außer dem Kaiser Interesse daran haben, diesen Kanzler loszuwerden. Und es ist gar nicht ausgeschlossen, daß die Absonderlichkeit unserer barbarischen Situation so auf die Spitze getrieben wird, daß der Kampf zwischen dem Willen des Volkes und den Unternehmungen des Kaisers zu einem Kampf um Bülow wird; wo das Volk und vor allem, wie die Dinge nun einmal verfassungsrechtlich liegen, die deutschen Bundesstaaten in den Parlamenten, im Bundesrat, durch persönliche Aeußerungen der einzelnen und der Massen im Volk sowie der Bundesfürsten dem Kaiser bedeuten müßten, daß er zwar ohne Frage nach Lage der Verfassung heute das Recht hat, ohne irgendeine Befragung des Reichstags und der Bundesstaaten sich den Kanzler zu wählen, der zu ihm paßt, daß aber zu morgen eine Verfassungsänderung gerade in diesem Punkte auf verfassungsmäßigem Wege dringend gewünscht wird. Dazu aber, daß wir alle für den Moment unsere Sache zur Sache Bülows machten, wäre nötig, daß er unbeschadet aller Geschicklichkeit ein Gerader, ein Ehrlicher, ein Starker würde.

Wenn dieser feingebildete, auch literarisch bewanderte Mann also noch imstande ist, zu lernen, seelisch zu lernen, Mut zu lernen, dann sollte er sich an einem Minister ein Beispiel nehmen, der den Zeitverhältnissen und seiner ganzen Situation nach auch ein Höfling sein mußte, aber doch ein ganzer Mann war. Den ich meine, war freilich Goethe. Der schrieb am 1. Februar 1779 in sein Tagebuch:

„Conseil. Dumme Luft drinne. Fataler Humor von Fritsch.

„Herzog zu viel gesprochen.

„Das Tauwetter war mir in den Gliedern und die Stube warm.

„Mit Herzog gessen, nach Tisch einige Erklärung über: zu viel reden, fallen lassen, sich vergeben, seine Ausdrücke mäßigen, Sachen in der Hitze zur Sprache bringen, die nicht geredt werden sollten."

Man muß sich die Andeutungen dieser rasch hingeworfenen Notizen, die Goethe nur für sich selbst bestimmt hatte, klarmachen. Der bescheidene, gerade, tapfere junge Mann erklärt es vor sich selbst mit der dummen Luft, mit der warmen Stube, mit dem Tauwetter in den Knochen, daß er nach der Ministerratssitzung über einem Glase Wein losbrach, sich den Herzog vornahm und ihm wegen seines unnützen Drauflosredens den Kopf wusch. Und wir wissen, wie viel diese Erziehung Karl Augusts durch Goethe genützt hat; konnte doch Goethe noch im Juni des nämlichen Jahres in sein Tagebuch schreiben: „Der Herzog ist bald über die große Krise weg und gibt mir schöne Hoffnung." . . . „Vor Tisch noch viel mit dem Herzog über sein Wachsen in der Vorstellung der Dinge, seines Interesses an den Sachen und wahrer Erkenntnis."

Hier soll uns nun Goethe zu dem Punkte geführt haben, von dem ich meine, daß er in dem Moment, in dem wir stehen, der entscheidende ist. „Die Vorstellung der Dinge. Das Interesse an den Sachen: die wahre Erkenntnis."

Goethe hat Karl August erzogen. Der deutsche Kaiser ist nicht mehr der junge Kaiser, der den neuen Kurs steuerte („mein Kurs ist der richtige, und er wird weiter gesteuert", 24. Februar 1892); er ist in die Jahre gekommen, wo er sich jegliche Erziehungsversuche, wenn sie wirklich an ihn herantreten sollten, mit Fug verbitten könnte. Es handelt sich jetzt aber um die Erziehung des großen Mitschuldigen: des deutschen Volkes und all derer insbesondere, die für seinen Geist verantwortlich sind.

Woher kommt es, daß wir im Ausland überall, bei all unseren weltpolitischen Bestrebungen anstoßen? daß wir und unsere Repräsentanten jedesmal, wenn sie einem fremden Staat eine Verbeugung machen, gewöhnlich zwei andern Staaten mit dem Hintern einen Stoß geben? daß gar nichts auf diesem Gebiet glücken will und schon in den letzten Zeiten Bismarcks, als er wider Willen anfing, das deutsche Volk den Hans Dampf in allen Gassen spielen zu lassen, nichts glücken wollte?

Meine Antwort wird viele befremden. Aber eben darum rufe ich auf zur wahren Erkenntnis, zu der Vorstellung der Dinge, zum Interesse an den Sachen. Man überlege:

Weil wir nämlich, sage ich, uns um lauter Dinge kümmern, die uns nichts angehen. Weil wir zu ganz andern Sachen berufen sind, als zur äußeren Politik überhaupt.

„Das deutsche Volk ist saturiert." So ähnlich hat es Bismarck gesagt. Ich gehe von anderm Standort aus und meine doch wohl auch anderes.

Man kann nicht gleichzeitig die wichtigsten Aufgaben im Innern zu lösen haben und überall dabei sein wollen, wo fremde Völker, mit Recht oder Unrecht, ihre Interessen suchen.

Unsere Aufgabe ist: nachzuholen, was andere Völker, England, Frankreich, Italien und so weiter längst haben: freiheitliche Einrichtungen, die Selbstbestimmung des Volkes. Die haben sie aus früheren Zeiten her, und haben sie mit allerlei Schlechtem und Ueberlebtem zusammen. Aber sie haben sie. Wir haben sie nicht, und wenn wir jetzt daran gehen, sie zu schaffen, können wir sie besser bekommen als sie.

Dazu aber ist nötig, daß wir den freiheitlichen, den selbständigen, den aufrechten Geist im Volke schaffen.

Denn das haben wir jetzt eben gesehen, und das war das Schlimmste an diesem Schauspiel: es ist ja noch nicht einmal, noch nicht annähernd der Geist da, die kümmerlichen Einrichtungen, die wir in Wirklichkeit haben, auszufüllen. Die Parlamentarier haben einmütig ihre Unzufriedenheit ausgesprochen; sie haben das verfassungsmäßige Recht, dem Kaiser eine Adresse, eine Deputation zu schicken und würdig im Namen des Volkes zu ihm zu sprechen. Warum haben sie es unterlassen? Sie wünschen eine Antwort, eine Zusicherung, Gott weiß, was; wer soll ihnen denn antworten, wenn sie so taktlos sind, in die Luft zu sprechen, statt zu dem, den sie meinen? Wenn man ihnen mit der größten Nichtachtung begegnen sollte, dann hätten sie durchaus, was sie verdienen. Die Aengstlichen sind immer die Verletzendsten: weil sie schimpfen, ohne daß man glaubt, daß es ihnen heiliger Ernst ist. Es war durchaus nicht die Aufgabe, zu verletzen, sondern unser deutsches Volk voran zu bringen.

Wir Deutschen wollen nicht umsonst im Herzen Europas wohnen, wollen nicht umsonst auch innerlich besondere Qualitäten des Herzens haben: wir wollen einsehen, daß es ganz und gar gilt, unsere Kräfte ins Innere zurückzuziehen, statt sie in äußerlichen, hohlen Auslandsbestrebungen zu verzetteln und zu mißbrauchen. Unsere Aufgabe ist zunächst: die rücksichtslose, energische Ausnutzung der Freiheiten, die wir haben, und, noch auf lange hinaus: Die Erziehung des Volkes zur Freiheit und zur Gerechtigkeit, in dem Sinne unseres großen Idealisten Johann Gottlieb Fichte und seiner starken Worte, mit denen diese Betrachtung für heute geschlossen sei, wie wir ein nächstes Mal von ihnen ausgehen wollen:

„Jeder, der sich für einen Herrn andrer hält, ist selbst ein Sklav. Ist er es auch nicht immer wirklich, so hat er doch sicher eine Sklavenseele, und vor dem ersten Stärkern, der ihn unterjocht, wird er niederträchtig kriechen. — Nur derjenige ist frei, der alles um sich herum frei machen will, und durch einen gewissen Einfluß, deren Ursache man nicht immer bemerkt hat, wirklich frei macht. Unter seinem Auge atmen wir freier: wir fühlen uns durch nichts gepreßt und zurückgehalten und eingeengt; wir fühlen eine ungewohnte Lust, alles zu sein und zu tun, was nicht die Achtung für uns selbst verbietet."

Eine Beichte / Roman von Maxim Gorki

Im Männerkloster / Der Bußbruder Mardarij

Fortsetzung

Mardarij, der Bußbruder, hauste in einem Erdloch an der Kirchenmauer hinter dem Altarraum; in alter Zeit war dieses Verließ als Versteck benutzt worden, in den bei räuberischen Ueberfällen die Klosterschätze verwahrt wurden. Ein unterirdischer Gang führte vom Altarraum nach dem Schlupfwinkel. Später wurde die steinerne Wölbung über der Erdhöhle abgetragen. Man baute aus dicken Brettern eine Art Zelle darüber, in deren Decke ein Fensterchen angebracht wurde. Um das Fenster herum errichtete man ein Schutzgitter, durch das die Pilger den Bußbruder betrachten konnten. In einer Ecke befand sich eine Falltür, von der eine Wendeltreppe zu Mardarij hinabführte. Die Höhlung war tief, zwölf Stufen führten bis zum Grund hinab. Das Licht drang nur als dünner Strahl ein, der sich in dem feuchten Dunkel der unterirdischen Behausung verlor, ohne bis zum Boden zu dringen.

Lange und angestrengt mußte man durch das Gitter schauen, um dort unten in dem finsteren Raume etwas Dunkles zu unterscheiden, das einem großen Steine oder einem Erdhaufen glich, in Wahrheit aber der Bußbruder war, der unbeweglich in einer Ecke saß.

Stieg man zu ihm hinab, so ward man von lauer, dumpfer Feuchtigkeit umfangen und konnte im ersten Augenblick überhaupt nichts sehen. Dann trat ein Chorpult und ein schwarzer Sarg aus der Finsternis hervor, und in diesem saß geduckt ein kleines, greises Männchen in einem dunklen Totenkittel, der mit weißen Kreuzen, Schädeln und sonstigen Wahrzeichen benäht war. In einer Ecke stand ein runder eiserner Ofen, von dem ein Rohr, gleich einem dicken Wurme in die Höhe kroch. Die mit Ziegeln ausgemauerten Wände der Höhlung waren mit dickem, grünem Schimmel überzogen.

Auf zerknüllten Spänen saß hier ganz still, gleich einem Schatten, der fromme Büßer Mardarij, hielt die Hände mit dem Rosenkranz auf den Knieen und den Kopf auf die Brust gesenkt, daß sein Rücken ganz krumm wie ein Pumpenschwengel hervortrat.

Als ich das erstemal zu ihm hinabstieg, kniete ich schweigend nieder und erwartete seine Anrede. Auch er verharrte in Schweigen. Sein Gesicht konnte ich, bis auf die Spitze der scharfgeschnittenen Nase, nicht erkennen.

„Nun . . .“ flüsterte er kaum hörbar.

Ich war nicht imstande zu sprechen, das Mitleid mit diesem Menschen, der hier lebendig im Sarge lag, erfüllte mich ganz.

Er wartete ein Weilchen und fragte dann von neuem:

„Nun . . . so sprich doch . . .“

Dabei wandte er mir sein Gesicht zu — es war ganz dunkel, und die Augen darin konnte ich nicht sehen, nur die weißen Brauen, das Kinnbärtchen und den Schnurrbart unterschied ich, die auf dem verängstigten, von der Dunkelheit gleichsam verwischten, unbeweglichen Gesicht wie ein schimmliger Auswuchs erschienen. Ich höre das leise Flüstern seiner Stimme:

„Du bist zum Streit geneigt, hör ich. Wozu streiten? Gott soll man in Demut dienen. Was gibt's mit ihm zu streiten, mit Gott nämlich? Gott muß man einfach lieben.“

„Ich liebe ihn.“

„Na, siehst du! Er will dich strafen, du aber siehst das nicht, du aber stell dich, als ob du nicht sähest, und sprich nur immer — Ehre sei dir, o Herr, Ehre sei dir! Immerzu sprich das, weiter nichts.“

Das Sprechen fällt ihm offenbar schwer — vielleicht ist's aus Schwäche, oder weil er sich des Sprechens entwöhnt hat; wie leblos klingen seine Worte, und dem zitternden Flügelschlag eines sterbenden Vogels gleicht seine Stimme.

Ich bring's nicht über mich, den Alten etwas zu fragen, möchte den Frieden seiner Todeserwartung nicht stören und ihn mit meinen Zweifeln nicht ängstigen. So steh ich denn da, ohne mich zu rühren. Von oben her ertönt Glockengeläut, ich möchte den Kopf emporheben und zum Himmel aufschauen, aber das Dunkel drückt meinen Nacken nieder, und ich rühre mich nicht.

„Immer bete du nur. Auch ich will für dich beten."

Dann versinkt er wieder in Schweigen. Ganz still sitzt er da. Ein banger Schauer überläuft mich und ich fröstle.

Und nach einer ganzen Weile flüstert er dann:

„Bist du noch da?"

„Ja."

„Ich seh nämlich nicht. Nun, geh mit Gott! Und streite nicht."

Ganz leise schlich ich mich davon. Als ich wieder oben war und die reine Himmelsluft atmete, war ich ganz trunken vor Freude, aus diesem Grabe erlöst zu sein. Und er, Mardarij, saß dort schon ins vierte Jahr . . .

Fünfmal sollte ich bei ihm zur Unterweisung erscheinen, so hatte der Abt mir befohlen. Aber ich schwieg jedesmal, wenn ich hinabstieg. Ich konnte nicht sprechen. Erschien ich bei ihm, so horchte er auf und fragte mit einer Stimme, die ganz überirdisch fremd klang:

„Bist du da? Derselbe wie gestern?"

„Ja, derselbe."

Bei meinem vierten Besuche bat er mich:

„Bring mir doch ein Stückchen Brot mit! Möcht ein bißchen dran saugen. Bin so geschwächt — verzeih mir um Christi willen!"

Ein tiefes, schmerzliches Mitleid empfand ich für den Alten. Hörte ich so seine wirren Reden, dann dachte ich:

„Was soll das nun alles, o Herr, wozu dient das?"

Und wiederum flüsterte er mit seiner vertrockneten Zunge:

„Die Knochen tun mir weh. Tag und Nacht schmerzen sie mich. Saug ich ein bißchen an der Rinde — so wird's vielleicht besser. So aber zieht und schmerzt es in einem fort, in den Knochen nämlich. Am Beten hindert's mich. Denn man muß immerzu beten, jeden Augenblick. Auch im Schlaf muß man beten. Sonst meldet sich gleich der Teufel. Beim Namen ruft er dich und erinnert dich an alles, wie du gelebt hast und so. Dort auf dem Ofen sitzt er. Macht ihm nichts aus, daß der Ofen manchmal ganz heiß ist und ganz rot. Ist daran gewöhnt. Setzt sich mir gegenüber, ganz grau, wie er ist, und sitzt da. Ich schlag ein Kreuz über ihm und guck ihn nicht wieder an. Hab genug von ihm. Pack dich! Dann kriecht er wieder an der Wand herum wie ne Spinne. Manchmal schwankt er auch in der Luft wie ein grauer Lappen. Bist du noch da, Bruder? Nun, geh mit Gott!"

Als ich das letztemal zu ihm ging, hatte ich meine Taschen mit frischem Brot vollgepfropft — ganz ärgerlich und wütend über die Menschen, trug ich ihm das Brot hin. Als ich's ihm gab, da flüsterte er:

„Oho—ho! Es ist noch warm! Oho—ho—ho . . ."

Er schwankt in dem Sarge hin und her, die Späne unter ihn knistern, und er sucht das Brot zu verstecken und flüstert in einem fort:

„O—o—o . . ."

Und das Dunkel, der Schimmel an der Wand, kurz — alles ringsum schwankt mit und wiederholt leise stöhnend das Flüstern des Mönches:

„O—o—o . . ."

Nur viermal in der Woche nahm er Speise zu sich. Kein Wunder, daß er hungrig war.

Am letzten Tage sprach er gar nichts mehr mit mir, sondern schmatzte nur mit den Lippen und saugte an dem Brote. Offenbar war er schon ganz zahnlos.

Ich stand noch ein Weilchen und sagte dann zu ihm:

„Nun, verzeih mir um Christi willen, Vater Mardarij, ich geh jetzt und komme nicht wieder. Ich danke dir für alles!"

„Ja, ja," versetzt er hastig — „auch ich danke dir, ja! Sag nur den Mönchen nichts, von dem Brot nämlich. Sonst nehmen sie mir's noch weg. Sie sind nämlich neidisch, die Mönche. Auch sie haben ihre Teufel, die ihnen zusetzen. Ja, die Teufel — die wissen um alles! Und du schweig nur!"

Bald darauf erkrankte er und starb. Er wurde feierlich bestattet — der Bischof kam aus der Stadt mit der ganzen Geistlichkeit und hielt selbst die Totenmesse ab. Ich hörte später, daß zur Nachtzeit über dem Grabe des Alten ein blaues Flämmchen sich selbst zu entzünden pflegte.

Wie kläglich war das alles! Und wie beschämend für die Menschen!

Wendung

Bald darauf nahm mein Leben eine jähe Wendung.

Eines Tages hatte ich ein häßliches Erlebnis: ich trete in die Vorratskammer, sehe Michailo auf den Säcken liegen und Onans Sünde begehen.

Höchst widerwärtig war mir dieser Anblick, ich erinnerte mich all der Gemeinheiten, die er über die Frauen auszusprechen sich erlaubt hatte, erinnerte mich der ganzen Gehässigkeit, die er gegen sie hegte, und ich spie aus und lief, so rasch ich konnte, in die Bäckerei zurück. Ich zitterte am ganzen Leibe vor Ekel und Scham und Wut. Er kam hinter mir her, fiel auf die Knie und flehte mich an, zu schweigen.

„Ich weiß ja," brüllt er, „auch dich quält es in der Nacht, ich weiß es! Ach, gar groß ist die Gewalt des Satans . . ."

„Du lügst, scher dich zu allen Teufeln, pack dich! Du bäckst doch Brot, du Hund!"

Ich kann nicht an mich halten, geb's ihm ganz gehörig. Hätt er mit seinen schmutzigen Reden die Frauen nicht so beleidigt, dann hätt ich's ihm noch hingehen lassen.

Er wälzt sich vor mir am Boden und bettelt, ich solle doch schweigen.

„Kann man denn überhaupt von so etwas reden? Die Scham verbietet's doch! Nur arbeiten mag ich nicht mehr mit dir zusammen. Sorg dafür, daß ich eine andere Beschäftigung bekomme . . ."

Darauf bestand ich nun ganz fest. Auf jeden Fall wollte ich von dem widerwärtigen Burschen loskommen.

Micha erkrankte und kam ins Klosterspital. Ich übernahm seine Arbeit, und man gab mir zwei Gehilfen bei. Nach drei Wochen indes rief mich der Bruder Kellermeister eines Tages zu sich heran, sagte daß Micha wieder gesund sei, jedoch wegen meines unverträglichen Charakters nicht mehr mit mir zusammen arbeiten wolle. Er sagt mir, daß ich fortan nach dem Walde zu gehen hätte, um da Baumstümpfe auszuroden. Das wurde im Kloster als Strafe angesehen.

„Weshalb das alles?" frage ich.

In diesem Augenblick kam der schöne Mönch ins Kontor, Vater Antonij, trat bescheiden zur Seite und hörte zu.

Der Kellermeister erklärt mir:

„Du fragst, weshalb? Deines widerspenstigen Charakters wegen, das sich für deine Jahre und deine Lage nicht ziemt und unbedingt Strafe verdient. Eben erst hatte der hochwürdige Abt in seiner Gutherzigkeit bestimmt, du solltest eine leichtere Beschäftigung im Kontor bekommen — und nun zeigst du dich von dieser Seite . . ."

Noch lange sprach er in seiner näselnden, gleichgültigen Weise. Vater Antonij sitzt inzwischen da an die Ofenbank gelehnt, streicht sich den Vollbart, mustert mich und

lächelt mir mit seinen schönen Augen zu, als wollte er mich zu irgend etwas aufstacheln. Ich wollte ihm zeigen, daß ich Charakter besaß, und sprach zum Kellermeister:

„Eine Beförderung suche ich nicht, eine Erniedrigung aber lasse ich mir nicht gefallen, denn ich habe sie nicht verdient, wie Sie wissen. Nur Gerechtigkeit will ich!"

Der Kellermeister wurde ganz rot und klopfte mit seinem Stocke auf den Boden auf.

„Seh einer den kecken Burschen!" sagt er.

Vater Antonij neigte seinen Mund an das Ohr des Kellermeisters und flüsterte ihm etwas zu.

„Das geht nicht!" sprach der Kellermeister. „Er muß seine Strafe ohne Murren tragen!"

Vater Antonij zuckte die Achseln und wandte sich mit seiner wohlklingenden, warmen Baßstimme an mich:

„Unterwirf dich, Matwjej!"

Mit diesen zwei Worten und dem freundlichen Blick, der sie begleitete, hatte er mich besiegt. Ich verneigte mich tief vor dem Kellermeister, machte auch Antonij meine Reverenz, und dann fragte ich den Kellermeister, wann ich mit der Arbeit im Walde beginnen solle.

„In drei Tagen. Diese drei Tage aber wirst du im Karzer verbringen — so!"

Wäre Antonij nicht zugegen gewesen, ich hätte dem Kellermeister sicher die Knochen im Leibe zerbrochen. Aber ich hatte seine Worte als einen Wink aufgefaßt, ihm näherzutreten, und so hätte ich mir damals um seinetwillen alles bieten lassen, ohne zu murren.

Man brachte mich in den Karzer, einen engen Raum unter dem Kontor, in dem ich weder stehen noch liegen konnte, nur sitzend fand ich darin Platz. Der Boden war mit Stroh bedeckt, das ganz morsch und feucht war. Grabesstille herrschte in dem dumpfen Loche, nicht einmal Mäuse gab's, und so finster war's darin, daß man die Hand vor den Augen nicht sah — man hält sie vors Gesicht und kann sie nicht sehen.

Ich sitze da und schweige. Und alles in mir schweigt, als sei es aus Blei gegossen, so schwer bin ich, wie ein Stein, und so kalt wie Eis. Ich preßte die Zähne aufeinander, als wollte ich dadurch meine Gedanken zurückdämmen — die aber glühen wie die Kohlen und versengen mich. Beißen möchte ich, doch ist niemand da, den ich beißen könnte. Ich fasse mit den Händen in mein Haar und wiege mich hin und her, in mir aber schreit und wütet es förmlich.

Ringsum ist's still. Selbst das Geläut der Glocken dringt nicht an mein Ohr, kein Maß habe ich für die Zeit, keine Ahnung, ob draußen Tag oder Nacht ist. Wer erkühnt sich, dem Menschen das Licht der Sonne zu rauben?

Das feuchte, muffige Dunkel wirkt erdrückend auf mich, und meine Seele verglüht gleichsam in sich selbst, ohne mir Licht zu geben für den Lebenspfad. Hin schwindet und schmilzt auch der Glaube an Gottes Gerechtigkeit und Allwissenheit, der meinem Herzen so teuer ist. Wie ein heller Stern aber schimmert vor mir das Antlitz des Vater Antonij, alle meine Gedanken und Gefühle schwärmen um ihn herum, wie die Nachtschmetterlinge um eine Flamme. Mit ihm unterhalte ich mich, ihm trage ich meine Klagen vor, ihn frage ich um Rat und sehe vor mir im Finstern seine freundlich strahlenden Augen leuchten. Um seinetwillen waren diese drei Tage im Karzer mir teuer; als ich ihn endlich verließ, war ich wie geblendet, wankte daher und trug meinen Kopf so unsicher, als wär's ein fremder. Die Brüder lachen mich aus:

„Na — hast du dein Seelenbad genommen?"

Am Abend ließ der Abt mich zu sich kommen, hieß mich niederknien und hielt mir eine lange Rede.

„Es steht geschrieben: die Zähne des Sünders werde ich zermalmen, und seinen Nacken werde ich beugen ins Joch . . ."

Ich schweige und halte mein Herz fest im Zügel. Vater Antonij, der Versöhner, steht vor mir, und sein freundlicher Blick versiegelt mir den boshaften Mund.

Plötzlich schlägt der Abt milde Saiten an.

„Sieh, du Tor," spricht er, „man weiß dich doch zu schätzen und denkt an dich, dein Fleiß und Eifer ist nicht unbemerkt geblieben, und deine Fähigkeiten sollen nach Gebühr berücksichtigt werden. So schlage ich dir denn zwei Beschäftigungen zur Auswahl vor: willst du im Klosterkontor arbeiten oder willst du als Zellendiener zu Vater Antonij gehen?"

Mir war's, als strömte ein warmer Wasserstrahl auf mich herab, der Atem stockte mir vor Freude, und nur mühsam brachte ich hervor: „Ich bitte um die Gnade . . ., als Zellendiener möcht ich gehen . . ."

Er runzelt die Brauen, denkt einen Augenblick nach und blickt mir prüfend ins Gesicht.

„Wenn du ins Kontor gehst, dann entbinde ich dich von der Waldarbeit. Wirst du hingegen Zellendiener, dann soll's noch mehr Arbeit im Walde geben."

„Ich bitte um die Gnade . . . als Zellendiener . . ."

„Warum, du Tor?" fragt er streng. „Im Kontor ist's doch leichter, und es bringt mehr Ehre!"

Ich bleibe bei meinem Entschluß.

Er neigte den Kopf und dachte einen Augenblick nach.

„Gut denn, ich erteile dir meinen Segen. Du bist ein sonderbarer Bursche, man muß dich im Auge behalten . . . Wer weiß, welches Feuer dich noch verzehrt? Wer kann's wissen? Geh in Frieden!"

Bei Vater Antonij

Bald darauf stand ich neu eingekleidet in Vater Antonijs Zelle. Vom ersten bis zum letzten Tage steht dieser Abschnitt meines Lebens deutlich in meiner Erinnerung, so deutlich und klar, als wäre jedes Wort, das ich damals vernahm, in meiner Seele eingebrannt und auf meiner Haut eingeschnitten.

Er führt mich in seiner Zelle umher und gibt mir in ruhiger Weise alle Anweisungen, wie, wann und worin ich ihm dienstbar sein solle. Eins der Zimmer ist ganz mit Schränken angefüllt, in denen sich Bücher weltlichen und geistlichen Inhalts befinden.

„Das ist hier meine Betkapelle", sagt er.

Mitten im Zimmer befindet sich ein großer Tisch, am Fenster ein weicher Sessel, an der einen Seite des Tisches ein Diwan mit kostbarem Teppich und vor dem Tische ein Stuhl mit hoher Lehne, der mit gepreßtem Leder ausgeschlagen ist. Daneben befindet sich sein Schlafzimmer: ein breites Bett, ein Schrank mi Mönchskleidern und Wäsche, eine Toilette mit großem Spiegel und eine Anzahl von Bürstchen, Kämmchen und bunten Flakons; in den Wänden eines dritten, leeren und unansehnlichen Zimmers sind zwei Geheimschränke eingelassen. In dem einen stehen Weinflaschen und allerhand Delikatessen, in dem andern Teegeschirr, Braten, Eingemachtes und Süßigkeiten.

Als wir die Besichtigung beendet hatten, führte er mich in die Bibliothek zurück:

„Setz dich. Du hast nun gesehen, wie ich lebe. Nicht nach Mönchsart, was?"

„Ja, es ist nicht nach der Klosterordnung."

„Du verurteilst ja alles, wirst wohl auch mich verurteilen."

Er lächelte dabei hochmütig, wie von einem Kirchturm herab. Ich liebte ihn sehr um der Schönheit seines Antlitzes willen, aber dieses Lächeln gefiel mir nicht.

„Ob ich Sie verurteilen werde, weiß ich nicht, aber jedenfalls will ich Sie verstehen lernen."

Er lachte still, im Baßton, auf eine Weise, die für mich kränkend war.

„Du bist von unehelicher Geburt?"

„Ja."

„Es scheint gutes Blut in dir zu fließen."

„Gutes Blut — was heißt das?"

Er lacht und erwidert mit besonderer Betonung:

„Gutes Blut ist ein Stoff, aus dem die stolzen Seelen sich bilden."

Es war ein heller Tag, die Sonne schaut zum Fenster herein, und Antonij sitzt da, ganz von ihren Strahlen überflutet. Plötzlich zuckte ein jäher Gedanke mir durchs Hirn, und in meinem Herzen verspürte ich's wie den Biß einer Schlange. Ich sprang vom Stuhl auf und blickte starr auf den Mönch. Auch er erhob sich. Ich sehe, wie er einen Dolch vom Tische nimmt und mit ihm spielt.

„Was ist dir?"

Ich frage ihn:

„Sind Sie mein Vater?"

Sein Gesicht verzerrte sich, starr und bläulichweiß, wie aus Eis ausgehauen; er kniff die Augen zu, daß ihr Glanz erlosch, und sagte leise:

„Ich glaube — nein. Wo bist du geboren? Wann? Wie alt bist du? Wer ist deine Mutter?"

Als ich ihm erzählte, wie man mich ausgesetzt habe, lächelte er und legte den Dolch auf den Tisch zurück.

„Ich war nie in jener Gegend."

Ich hatte das peinliche Gefühl, als hätte ich um ein Almosen gebeten, das man mir verweigerte.

„Nun, und wenn ich dein Vater wäre, was dann?"

„Nichts."

„Das mein ich auch. Wir leben hier beide an einem Ort, wo es Väter und Kinder nicht dem Fleische, sondern nur dem Geiste nach gibt. Schließlich sind wir alle auf Erden Ausgesetzte, Brüder im Unglück, das sich Leben nennt. Der Mensch ist eine Zufälligkeit im Leben — weißt du das?"

„Ich sehs an seinen Augen, daß er sich über mich lustig macht. Immer noch habe ich die peinliche Empfindung, die meine seltsame und mir selbst unbegreifliche Frage in mir erregt hat, und ich möchte diese Frage vor ihm rechtfertigen. Aber ich verderbe die Sache nur, ich frage:

„Warum nahmen Sie vorhin den Dolch in die Hand?"

Antonij sah mich an und lachte still.

„Du stellst kecke Fragen. Ich nahm ihn eben — aber weshalb, das weiß ich selbst nicht. Ein schönes Stück, was?"

Er reichte mir den Dolch. Scharf und spitz war er, die Stahlklinge in Gold ziseliert, der Griff aus Silber, mit einem roten Edelstein als Zier.

„Es ist ein arabischer Dolch. Ich gebrauche ihn zum Aufschneiden der Bücher. Zur Nacht lege ich ihn unter mein Kopfkissen. Ich gelte hier als reich, es gibt viel armes Volk in der Gegend, meine Zelle liegt abseits . . ."

Ein herber, würziger Duft geht von Antonijs Hand und dem Dolche aus und benimmt mir den Kopf.

„Laß uns nur weiter plaudern", fährt Antonij mit seiner dämmerigen, tiefen, weichen Baßstimme fort. „Weißt du, daß eine Frau mich zu besuchen pflegt?"

„Ich hab's gehört."

„Es ist nicht wahr, daß es meine Schwester ist."

„Warum sagen Sie mir das alles?"

„Damit du ein für allemal unterrichtet bist und dich über nichts mehr wunderst. Liebst du weltliche Bücher?"

„Ich habe noch keine gelesen."

Er nahm aus dem Schrank ein kleines Buch in rotem Ledereinband, reichte es mir und gebot mir:

„Geh, stell den Samowar auf und lies das hier!"

Ich schlug das Buch auf und sah auf der ersten Seite ein Bild, das eine entblößte Frau und einen Mann darstellt, der sich gleichfalls entblößt.

„Ich werde dieses Buch nicht lesen."

Da trat er auf mich zu und sprach in strengem Tone:

„Und wenn dein geistlicher Berater es dich heißt? Weißt du denn überhaupt, wozu das nötig ist? . . . Geh!"

In dem Anbau, den er mir zur Wohnung angewiesen hatte, setzte ich mich auf mein Bett und überließ mich meiner trüben Stimmung. Mir war, als sei ich vergiftet, ganz schwach fühlte ich mich. Woher war mir nur der Gedanke zugeflogen, daß er mein Vater sei.

Die Klingel ertönt — er ruft mich. Ich trete bei ihm ein.

„Nun — wo bleibt der Samowar?" fragt er in freundlichem Tone.

„Warum haben Sie mir dieses Buch gegeben?"

„Damit du weißt, wie die Sünde aussieht!"

Ein freudiges Gefühl durchzuckte mich. Ich wähnte, seine Absicht zu erraten: Prüfen wollte er mich. Ich verneigte mich tief vor ihm, ging hinaus, blies rasch den Samowar an und brachte ihn ins Zimmer, wo Antonij bereits selbst alles zum Tee vorbereitet hatte. Als ich hinausgehen wollte, sagte er:

„Bleib da, du wirst mit mir Tee trinken . . ."

Ich bin ihm von Herzen dankbar, denn ich fühle einen unwiderstehlichen Drang, diesem Menschen näherzutreten.

„Erzähle mir, wie du bisher gelebt hast, und weshalb du hierhergekommen bist."

Ich begann nun von mir selbst zu erzählen, ohne ihm auch nur eine einzige geheime Regung, einen einzigen Gedanken, den ich des Erwähnens wert hielt, zu verhehlen. Er aber hörte mit halbgeschlossenen Augen zu, so aufmerksam, daß er selbst den Tee zu trinken vergaß. Hinter ihm schaut der Abend zum Fenster hinein, vom roten Himmel heben die schwarzen Aeste der Bäume sich ab und erzählen ihre Mär, und hier drinnen erzähle ich die meinige und schaue dabei nach den auf der Brust gefalteten weißen Händen des Mönches. Als ich zu Ende war, goß er mir ein Glas dunklen, süßen Weines ein.

„Trink. Du bist mir bereits aufgefallen, als du in der Kirche laut betetest. Das Kloster hilft wohl nicht viel gegen deinen Kummer?"

„Nein. Ich hoffe fest auf Sie, helfen Sie mir! Sie sind ein gelehrter Mann, Sie müssen für alles Rat wissen."

„Ich weiß nur eins: gehst du bergauf, dann geh bis zum Gipfel, und fällst du, dann fall bis auf den Grund der Kluft. Ich selbst befolge freilich diese Vorschrift nicht, denn ich bin zu träg dazu. Der Mensch ist ein klägliches Geschöpf, Matwjej, und um so kläglicher erscheint er, weil das Leben so herrlich, die Welt so entzückend ist. Wieviel Genüsse bieten sich ihm dar, und was für ein erbärmlicher Kerl ist und bleibt er! Wie kommt das nur? Das ist die Frage, die ich nicht zu lösen vermag . . . Und ich will auch gar nicht darüber nachdenken . . ."

Die Glocke rief zur Abendandacht; er fuhr zusammen:

„Geh mit Gott! Ich bin müde und bleibe hier."

Wäre ich verständiger gewesen, ich hätte ihn gleich an jenem Tage verlassen, dann wär mir wenigstens eine schöne Erinnerung von ihm geblieben. Aber ich begriff den Sinn seiner Worte nicht.

Als ich mein Lager aufsuchte und mich darauf hinstreckte, fand ich das Buch, das er mir mitgegeben. Ich machte Licht und begann aus lauter Dankbarkeit für meinen geistlichen Lehrer darin zu lesen. Ich las, wie der oben erwähnte Kavalier die Männer

betrog und zur Nachtzeit ihren Frauen nachstellte, wie die Männer ihm auflauerten, ihn mit ihren Degen durchbohren wollen und er ihnen schließlich entschlüpft. Alles das schien mir recht langweilig und unverständlich. Das heißt, ich verstand wohl, daß es einem jungen Menschen Vergnügen machen kann, solche Streiche zu unternehmen, doch wollte es mir nicht in den Kopf, daß man darüber ein Buch schrieb, und warum ich gerade dieses öde Geschwätz lesen sollte.

Wieder begann ich darüber nachzudenken, wie ich eigentlich dazu kam, in Antonij meinen Vater zu vermuten. Wie der Rost am Eisen, so fraß dieser Gedanke an meiner Seele. Dann schlief ich ein. Im Schlafe fühle ich, daß mich jemand in die Seite stößt, und wie ich erwache und aufspringe, sehe ich, daß er selbst vor mir steht.

„Ich habe immerzu geklingelt."

„Verzeihen Sie um Christi willen, ich habe sehr schwer gearbeitet."

„Ich weiß es."

Er fügte nicht hinzu: „Gott wird dir verzeihen."

„Ich geh jetzt zum Abt, bereite alles vor, wie ich dir's gesagt habe. Aha — du hast das Buch da gelesen? Du hast recht gehabt: es ist nichts für dich, hättest nicht erst anfangen sollen. Du brauchst etwas anderes."

Ich mache ihm das Bett. Ich sehe die feine Wäsche, die weiche Decke, alles ist vornehm, wie ich es bisher nicht gesehen, alles ist so gesättigt von zarten, würzigen Wohlgerüchen.

Ich lebte in diesem berauschenden Nebel wie in einem Traume, nichts sah ich außer Antonij, und doch blieb er für mich ganz im Schatten, ein Doppelwesen, das ich nicht verstand. Er spricht so freundlich mit mir. In seinen Augen aber seh ich die Blitze des Spottes zucken.

Bisweilen saß er mit bleichem, blutlosem Gesicht in seinem Sessel und erzählte mir:

„Diese Mönche haben mich wieder im Spiel gerupft, Matwjej. Was ist denn solch Mönch? Ein Mensch, der seine Gemeinheit vor den Menschen verstecken will, weil er sich vor ihr fürchtet. Oder er ist ein Mensch, den die eigene Schwäche ängstlich macht, und der darum vor der Welt Reißaus nimmt, damit die Welt ihn nicht auffresse? Und die so sind, sind noch die besten und interessantesten unter diesem Mönchsvolk, die übrigen sind einfach obdachloses Gesindel, Staub der Erde und ihre totgeborenen Kinder."

„Und wer sind Sie denn, so mitten unter ihnen?"

Zehnmal vielleicht oder öfter stellte ich ihm trotzig diese Frage, er aber antwortete mir jedesmal etwa in der Art:

„Du bist ein Kind des Zufalls, hier, und überall, und immer . . ."

Fortsetzung folgt

Groß-Schlemm / Von Leonid Andrejew

Dreimal in der Woche spielten sie „Wint", am Dienstag, Donnerstag und Sonnabend; der Sonntag wäre ja auch sehr geeignet gewesen, aber man mußte ihn in Anbetracht mancher Möglichkeiten, wie für Empfänge oder für den Theaterbesuch, frei halten, weshalb man ihn auch zu den langweiligsten Tagen der Woche zählte. Im Sommer, übrigens, auf der „Datsche" spielten sie auch am Sonntag, der dicke, heißblütige Maßlenikow mit Jakow Iwanowitsch und Euprakija Wassiliewna mit ihrem mürrischen Bruder Prokopij Wassiliewitsch.

Sie fanden sich gewöhnlich bei Prokopij Wassiliewitsch ein, der die große Wohnung allein mit der Schwester bewohnte; der einzige Hausgenosse war noch ein großer weißer Kater, der aber gewöhnlich im Lehnstuhl schlief, und so herrschte die für ihre Beschäftigung notwendige Ruhe.

Der Bruder Eupraksija Wassiliewnas war Witwer, er hatte seine Frau im zweiten Jahre seiner Ehe verloren und mußte darauf zwei Monate in einer Heilanstalt für Nervenkranke zubringen. Eupraksija selbst war unverheiratet geblieben, obwohl sie einmal einen Roman mit einem Studenten erlebt hatte . . . Niemand wußte, und sie selbst schien auch bereits den Grund vergessen zu haben, warum sie ihn nicht geheiratet hatte; doch sandte sie alljährlich, wenn der übliche Aufruf zu Beiträgen für notleidende Studenten erfolgte, ins Komitee gewissenhaft einen Hundertrubelschein, „von einer Unbekannten". Sie war dreiundvierzig Jahre alt und die Jüngste unter den Spielenden. Als damals die Partner bestimmt wurden, war der älteste der Mitspieler, Maßlenikow, sehr unzufrieden. Er war empört, daß er immer genötigt sein sollte mit Jakow Iwanowitsch zu spielen. Das bedeutete, dem Traume eines Groß-Schlemm ein für allemal zu entsagen. Ueberhaupt paßten die beiden Partner gar nicht zusammen. Jakow Iwanowitsch war ein kleiner, trockener Alter, der Sommer und Winter wattierte Kleider trug und immer eine schweigsame und strenge Miene aufsetzte. Er erschien stets pünktlich um acht Uhr, keine Minute später noch früher, und faßte sofort nach dem Kreidestift, wobei an einem seiner dürren Finger ein Brillantring sichtbar wurde. Aber das Schrecklichste für Maßlenikow war, daß sein Partner das Spiel nie höher als mit vier Ueberstichen ansagte, wenn er noch so sichere und gute Karten hatte. Einmal geschah es sogar, daß Jakow Iwanowitsch, der dreizehn Stiche in der Hand hielt, sie ruhig herunterspielte, ohne sein Spiel anzusagen. Maßlenikow warf wütend seine Karten auf den Tisch; der kleine Alte nahm sie ganz ruhig zusammen und schrieb seine vier Ueberstiche an.

„Aber warum haben Sie denn nicht Groß-Schlemm angesagt?" schrie ihn Nikolaij Dmitriewitsch an.

„Ich spiele niemals höher als vier Ueberstiche", erwiderte Jakow Iwanowitsch trocken, und fügte belehrend hinzu: „Denn man kann nie wissen, was geschieht."

Es gelang Nikolaij Dmitriewitsch nie, ihn eines Besseren zu belehren. Er selbst riskierte immer, und da die Karten ihm nicht günstig fielen, verlor er gewöhnlich. Doch verzweifelte er nie, sondern hoffte, das nächstemal den Verlust wieder einzubringen. Allmählich gewöhnten sie sich an ihre Eigenheiten, durch die sie sich bald gegenseitig nicht mehr störten. Nikolaij Dmitriewitsch riskierte immer weiter, und Jakow Iwanowitsch schrieb immer weiter ruhig den Verlust auf und sagte nach wie vor sein Spiel mit den vier Ueberstichen an.

So spielten sie im Winter, Herbst, Sommer und Frühjahr.

Das hohe Zimmer, das mit seinen weichen Polstermöbeln und den Portieren jeden Laut dämpfte, wurde ganz lautlos, wenn sie zu spielen anfingen. Das Mädchen schritt unhörbar auf dem weichen Teppich und reichte die Gläser mit heißem Tee herum. Man hörte nur das leise Knattern ihrer gestärkten Röcke, das Knirschen des Kreidestifts oder Nikolaij Dmitriewitschs Seufzer, wenn er einige Untersticbe zu verzeichnen hatte. Ihm wurde schwacher Tee auf einem besonderen Tischchen gereicht, da er ihn gern aus der Untertasse trank und Konfitüren dazu aß.

So spielten sie im Frühling, Sommer, Herbst und Winter!

Der Bruder Eupraksija Wassiliewnas hatte bisweilen eigentümliche Anfälle: er vergaß öfter, was seine Partner für Spiele angesagt hatten, und blieb sogar einmal bei einem sicheren Spiel mit fünf Ueberstichen ohne einen Stich! Dann lachte Nikolaij Dmitriewitsch laut auf und übertrieb noch die Bedeutung des Verlustes.

Jakow Iwanowitsch aber lächelte und sagte: „Hätten Sie doch nur vier Stiche angesagt, dann brauchten Sie keinen Verlust aufzuschreiben!"

Eine gewisse Unruhe zeigte sich bei allen, wenn Eupraksija Wassiliewna ein großes Spiel ansagte. Sie wurde dann rot und verlegen, wußte nicht, welche Karte sie ziehen solle und blickte den schweigsamen Bruder an; die beiden andern fühlten eine ritterliche Sympathie mit ihrer weiblichen Hilflosigkeit, ermutigten sie mit nachsichtigem Lächeln und warteten geduldig, bis sie ausspielte. Im allgemeinen wurde das Spiel mit Ernst und Aufmerksamkeit betrieben. Die Karten hatten schon lange in ihren Augen den Begriff einer seelenlosen

Materie verloren: jede Farbe, und in der Farbe jede Karte hatte ihre besondere Individualität, lebte ihr eigenes Leben. Die Farben waren beliebt oder unbeliebt, glück- oder unglückbringend; die Kombination der Karten war eine unendliche, mannigfaltige, und diese Mannigfaltigkeit war weder einer Analyse noch einer Regel unterworfen, konnte aber trotzdem als streng gesetzmäßig gelten.

Nur Nikolaij Dmitriewitsch konnte sich, im Gegensatz zu den anderen, nicht mit dem launischen Charakter der Karten, insbesondere mit ihrer Ironie und Unbeständigkeit aussöhnen. Beim Schlafengehen dachte er daran, wie er den Groß-Schlemm ohne Trumpf ansagen würde, und dies schien ihm in solchen Augenblicken ausführbar und höchst einfach. Zuerst müßte ein Aß kommen, dann ein König, dann wieder ein Aß. Wenn er sich aber dann voller Hoffnung ans Spiel setzte, so zeigten ihm die verdammten Sechsen wiederum ihre breiten, weißen Zähne. Darin lag etwas Verhängnisvolles, Boshaftes; so gestaltete sich allmählich der Groß-Schlemm ohne Trumpf zum heißesten Wunsche ja sogar zum Ideal seines Lebens.

Gelegentlich traten auch andere Ereignisse ein, außerhalb des Kartenspiels. Bei Eupraksija Wassiliewna starb der große, weiße Kater und wurde mit Erlaubnis des Hausherrn im Garten unter der großen Linde beerdigt. Einmal war Nikolaij Dmitriewitsch auf zwei Wochen verschwunden, und seine Partner wußten nicht, was sie denken und tun sollten, da der „Wint" zu Dreien alle eingeführten Gewohnheiten zerstörte und ihnen selbst langweilig vorkam. Auch die Karten schienen es einzusehen und kamen in ungewohnter Zusammenstellung.

Als Nikolaij Dmitriewitsch endlich wieder erschien, waren seine rosigen Wangen, die so seltsam gegen das graue Haar abstachen, gebleicht, und er selbst schien kleiner geworden zu sein. Er erzählte, daß sein Sohn wegen irgendeines Vergehens verhaftet und nach Petersburg gebracht worden sei.

Alle waren erstaunt, da niemand bis dahin wußte, daß Maßlenikow überhaupt einen Sohn besaß, und wenn er ihn auch wirklich einmal erwähnt hatte, so war es jedenfalls schon längst allen aus dem Gedächtnis entschwunden. Bald darauf fehlte er wieder einmal und zwar gerade am Sonnabend, als das Spiel sich außergewöhnlich in die Länge zog, und alle erfuhren wieder mit Staunen, daß er schon lange an Brustkrämpfen litt und am Sonnabend wieder einen starken Anfall gehabt hatte.

Dann aber ging alles wieder seinen alten Gang, und das Spiel wurde sogar ernster und interessanter, da Nikolaij Dmitriewitsch sich weniger mit nebensächlichen Gesprächen befaßte. Nur die gestärkten Röcke des Mädchens knitterten, während die Atlas-Karten lautlos aus den Händen der Spieler glitten und ihr geheimnisvoll-schweigsames Dasein führten, ohne jeden Zusammenhang mit dem Leben der Spieler. Gegen Nikolaij Dmitriewitsch verhielten sie sich wie immer gleichgültig und manchmal sogar boshaft-ironisch; und darin lag etwas Verhängnisvolles.

Am Donnerstag, den sechsundzwanzigsten November, fand jedoch in den Karten eine merkwürdige Veränderung statt. Gleich beim Beginn des Spieles bekam Nikolaij Dmitriewitsch die drei größten Trümpfe, und es gelang ihm, einen kleinen Schlemm zu machen, da sich noch unverhofft bei seinem Partner ein Aß vorfand, das dieser ihm verschwiegen hatte. Dann erschienen wieder einige Zeit hindurch nur Sechsen, verschwanden aber bald und machten dann gleichen Farben Platz, und zwar in geschlossener Reihenfolge — als wollten sie alle Nikolaij Dmitriewitschs Freude mitgenießen! Er sagte ein hohes Spiel nach dem andern an, und alle, selbst der ruhige Jakow Iwanowitsch wunderte sich darüber! Die Aufregung von Nikolaij Dmitriewitsch, dessen dicke Hände schwitzten und die Karten fallen ließen, teilte sich auch den andern mit.

„Aber heute haben Sie mal Glück", . . . sagte der Bruder Eupraksija Wassiliewnas mürrisch; er fürchtete am meisten ein zu großes Glück, da es oft ein ebenso großes Unglück im Gefolge hat. Eupraksija Wassiliewna war aber angenehm berührt, daß es Nikolaij

Dmitriewitsch endlich so gut erging, und sie erwiderte auf die Worte des Bruders, indem sie dreimal zur Seite spuckte, um ein Unglück zu verhüten: „Was ist denn dabei Merkwürdiges? Wenn die Karten kommen, so kommen sie eben, und Gott gebe, daß es nur so fort geht."

Die Karten schienen eine Weile auch unentschlossen zu sein, es zeigten sich einige Zweien mit verlegener Miene, aber dann kamen wieder mit verdoppelter Geschwindigkeit Asse, Könige und Damen zum Vorschein.

Nikolaij Dmitriewitsch hatte kaum Zeit, die Stiche aufzunehmen und die Spiele anzusagen; er hatte sich schon zweimal vergeben und mußte die Karten von neuem austeilen. Dabei gelangen ihm alle Spiele, trotzdem Jakow Iwanowitsch seine Asse stets hartnäckig verschwieg. Das Staunen des Alten hatte sich, einem so plötzlichen Glückswechsel gegenüber, in Mißtrauen verwandelt, und er blieb fester denn je bei seinem Entschluß, nie höher als vier Ueberstiche anzusagen.

Nikolaij Dmitriewitsch ärgerte sich über ihn, wurde rot und schnappte nach Luft. Er überlegte seine Gänge gar nicht mehr, sondern sagte sofort hohe Spiele an, überzeugt, daß er in den Kaufkarten das finden würde, was er gerade brauchte.

Als nach der Austeilung der Karten durch den mürrischen Prokopij Wassiliewitsch Maßlenikow die seinen aufdeckte, begann sein Herz mächtig zu schlagen, dann stand es plötzlich fast still, und vor den Augen wurde es ihm so schwarz, daß er schwankte; . . . er hatte zwölf Stiche in der Hand. Die Treffs und Coeurs vom Aß bis zur Zehn, mit Karo-Aß und König dazu. Wenn es ihm nun noch gelang, das Pique-Aß dazu zu kaufen, konnte er Groß-Schlemm ohne Trumpf ansagen.

„Zwei ohne Trumpf", begann er, mit Mühe seine Stimme beherrschend.

„Drei Piques", antwortete Eupraksija Wassiliewna, die auch sehr erregt war, sie hatte sämtliche Piques vom König ab.

„Vier Coeurs", erklärte Jakow Iwanowitsch trocken.

Nikolaij Dmitriewitsch erhöhte sogleich sein Spiel, indem er Klein-Schlemm ansagte.

Die aufgeregte Eupraksija Wassiliewna wollte aber nicht nachgeben, obgleich sie einsah, daß sie das Spiel nicht halten konnte, und sagte ebenfalls Groß-Schlemm in Pique an.

Nikolaij Dmitriewitsch dachte einige Augenblicke nach und erklärte dann mit Feierlichkeit, hinter der sich aber auch etwas Furcht verbarg: „Groß-Schlemm ohne Trumpf!"

Nikolaij Dmitriewitsch spielt Groß-Schlemm ohne Trumpf! Alle waren geschlagen, und der Bruder der Wirtin rief sogar: „Oho! . . ." Nikolaij Dmitriewitsch streckte die Hand nach den Kaufkarten aus, schwankte aber wieder und stieß dabei den Leuchter um, den Eupraksija Wassiliewna im Fallen auffing. Nikolaij Dmitriewitsch saß eine Sekunde steif und unbeweglich, nachdem er die Karten auf den Tisch gelegt hatte, fuhr mit den Händen in die Luft und sank langsam auf die linke Seite. Im Fallen warf er das Tischchen um, auf dem eine Tasse mit eingeschenktem Tee stand.

Der schnell herbeigeholte Arzt konstatierte, daß Nikolaij Dmitriewitsch am Herzschlag gestorben sei, und tröstend erklärte er den Ueberlebenden die Schmerzlosigkeit eines solchen Todes. — Man legte den Toten auf den türkischen Divan, in demselben Zimmer, in dem sie gespielt hatten, und mit einem Leinentuch bedeckt, erschien er ungeheuer groß und unheimlich. Ein Fuß mit den Zehen nach innen gekehrt blieb unbedeckt und schien ihm nicht zu gehören.

Die Karten auf dem Tisch bildeten einen wirren Haufen; nur auf Nikolaij Dmitriewitschs Platz lagen sie auf einem Häufchen, wie er sie zuletzt verlassen hatte.

Jakow Iwanowitsch ging mit kleinen, unsicheren Schritten leise umher. Er gab sich Mühe, nicht nach dem Toten hinsehen zu müssen und vom Teppich nicht auf das Parkett zu treten, auf dem seine hohen Absätze zu laut werden könnten. Als er einigemal an dem Tische vorbeigegangen war, blieb er stehen, nahm vorsichtig Nikolaij Dmitriewitschs Karten auf, besah sie, legte sie wieder an ihren Platz und deckte die Kaufkarten auf! Unter diesen befand sich das Pique-Aß, das Nikolaij Dmitriewitsch zum Groß-Schlemm gefehlt hatte!

Der Alte ging noch einige Zeit umher, begab sich dann ins Nebenzimmer, knöpfte seinen wattierten Rock fester zu und fing an zu weinen. Ihm tat der Verstorbene leid. Er schloß die Augen und suchte sich das Gesicht des Toten zu vergegenwärtigen, wie es bei Lebzeiten in den Augenblicken aussah, wenn er gewann und lachte. Ganz besonders schmerzte es ihn, an den Leichtsinn Nikolaij Dmitriewitschs zu denken, der sich stets gewünscht hatte, Groß-Schlemm anzusagen.

Plötzlich ließ den Alten eine in ihrer Einfachheit erschütternde Kombination von seinem Sitze aufspringen. Er sah sich nach allen Seiten um, als ob der Gedanke nicht in ihm selbst entstanden, als ob er ihm von einem andern zugeflüstert wäre. Dann sagte Jakow Iwanowitsch laut: „Er wird es aber nie mehr erfahren, daß sich in den Kaufkarten das Aß befand, und daß er also einen sichern Groß-Schlemm in der Hand hatte. Nie mehr!“ Und Jakow Iwanowitsch schien es, daß er die Bedeutung des Todes bis dahin nie begriffen; jetzt aber hatte er sie erfaßt, und was er nun klar sah, war schrecklich und nie gut zu machen. „Nie wird er es mehr erfahren.“ Wenn Jakow Iwanowitsch es in sein Ohr hineinschreien und ihm die Karten zeigen würde, so könnte Nikolaij Dmitriewitsch es doch nicht hören und nie mehr erfahren; denn es gibt keinen Nikolaij Dmitriewitsch mehr auf der Welt! Noch eine Bewegung — nur noch einen Augenblick von dem, was man Leben nennt, und Nikolaij Dmitriewitsch würde das Aß gesehen und erkannt haben, daß der Groß-Schlemm ihm nicht entgehen konnte! Und jetzt war alles vorüber.

„Nie mehr!“ Er betonte langsam die Silben, um sich zu überzeugen, daß ein solches Wort existiere und einen Sinn hatte. Ja ein solches Wort existierte und hatte auch einen Sinn; doch er schien ihm so ungeheuerlich und bitter, daß Jakow Iwanowitsch wieder hilflos in den Sessel zurückfiel und weinte; er weinte aus Mitleid mit dem, der es nie erfahren würde, und aus Mitleid mit sich selbst und allen übrigen, da ja dasselbe Schreckliche und furchtbar Grausame auch ihm und allen andern bevorstand. Er weinte und spielte für Nikolaij Dmitriewitsch mit seinen Karten und nahm die Stiche einen nach dem andern, bis alle dreizehn versammelt waren, und dachte, wieviel er anzuschreiben hätte, nur daß Nikolaij Dmitriewitsch das nie mehr erfahren würde. Es war zum ersten und zum letzten Male, daß Jakow Iwanowitsch von seinem Grundsatz abging und um der Freundschaft willen einen großen Schlemm ohne Trumpf spielte.

„Sind Sie hier, Jakow Iwanowitsch?“ fragte die eintretende Eupraksija Wassiliewna, ließ sich auf den nebenstehenden Stuhl nieder und begann ebenfalls zu weinen: „Wie schrecklich, ach, wie schrecklich!“

Sie sahen beide einander an und weinten schweigend weiter, fühlend, daß im Nebenzimmer kalt, schwer und stumm ein Toter lag.

„Haben Sie bereits nach seiner Wohnung geschickt?“ fragte Jakow Iwanowitsch und schneuzte sich lange und vernehmlich.

„Ja, der Bruder ist bereits mit Annuschka gefahren.“

„Aber wie werden sie seine Wohnung finden, wir kennen ja seine Adresse nicht.“

„Wohnt er denn nicht mehr in seiner früheren Wohnung?

„Nein, er ist von dort fortgezogen.“ —

„Man wird seine Wohnung schon durch die Polizei ausfindig machen“, beruhigte sie Jakow Iwanowitsch. „Ich glaube sogar er war verheiratet.“

Eupraksija Wassiliewna blickte den Alten nachdenklich an und antwortete nicht. Ihm schien, daß sich in ihren Augen derselbe Gedanke widerspiegelte, der ihm auch in den Kopf gekommen war. Er schneuzte sich nochmals, steckte dann das Schnupftuch in die Tasche seines Rockes und zog die Augenbrauen in die Höhe: „Aber wo werden wir nun den Vierten hernehmen?“

Eupraksija Wassiliewna hörte ihn jedoch nicht, sie war bereits mit wirtschaftlichen Kombinationen beschäftigt. Nach einigem Schweigen fragte sie: „Und Sie, Jakow Iwanowitsch, wohnen Sie noch immer in derselben Wohnung?“

Die schwarzen Masken / Ein Spiel in fünf Bildern von Leonid Andrejew

Dieses vor wenigen Tagen beendete Bühnenwerk Andrejews stellt die Tragödie des Grüblers dar, der allzuwillig den versucherischen Spielen seines Intellekts nachgibt und, von einem grausamen Zweifel überfallen, nun noch das einzig Gewisse verliert: den täglichen Ablauf seines Lebens. Lorenzo, Herzog von Spadaro, erfährt aus alten Urkunden, daß seine Mutter sich während eines Kreuzzuges seines Vaters einem Stallknecht hingegeben hat. Dumpf kreist in seinem Gehirn der Gedanke, wessen Blut ihm Leben gibt: des Herzogs oder Sklaven. Die Qual des Gedankens verdichtet sich ihm zu der Vision eines Doppelgängers, der der Sohn „des Andern" ist. In der Buntheit eines Maskenfestes überfällt ihn die Ahnung eines ungeheuren Verderbens, jagt ihn in die Einsamkeit seiner Bibliothek. Dort ereilt ihn der Doppelgänger. (Wir haben dieses Bild für unsere Leser ausgewählt.) Das Doppelspiel mit seinem Ich treibt ihn in die Abgründe des intellektuellen Grauens: letzte Zuckungen des gesunden Organismus, die den Doppelgänger einen leeren Spuk nennen, werden von der gereizten Phantasie besiegt, die nun die andern Dinge für inhaltlose Masken erklärt, bis endlich den Herzog das Pathos der Zerstörung ergreift und in den Flammen des selbst vernichteten Schlosses endet die Tragödie des vorwitzigen Grüblers.

Ferne Musik, die sich mit dem Heulen des Windes mischt, der um den Turm pfeift. Die Luft ist von diesem starken Ton durchzittert.

Eine altertümliche Bibliothek. Die niedrige schwere Eichentür ist angelehnt, man sieht Stufen, die nach unten führen und irgendwo welche, die nach oben gehen. Eine wuchtige gewölbte Decke, die hier und da mit Spinnweben überzogen ist, in tiefen Nischen kleine Fenster . . . Der Raum ist mit Folianten überfüllt, die auf dem Fußboden liegen, auf eisenbeschlagenen Truhen, auf kleinen hölzernen Pulten. Einige der Nischen, die schwere, beiseite gezogene Vorhänge sichtbar machen, sind mit Büchern gefüllt.

Vor einer Truhe, aus der vergilbte Papiere quellen, sitzt Lorenzo auf einem niedrigen Schemel. Ihm zur Seite steht eine große schmiedeeiserne Laterne, die ihre grellen Lichtstreifen seltsam mit den Schatten der Querstäbe mischt. Eine Weile herrscht die Einsamkeit des Raumes, düster unterbrochen von einem leisen Widerhall der Musik und dem steifen Knistern der Blätter, die Lorenzo umwendet. Er trägt festliche Kleidung und ist maskiert.

Lorenzo (hebt den Kopf): Wie furchtbar ist dieser Wind. Nun ist es die dritte Nacht und er wird immer stärker — wie gleicht er der Bewegung meiner Gedanken! O meine armen Gedanken! Wie erschreckt sie gegen diesen engen knöchernen Kasten schlagen . . . Es ist nicht lange her, daß Lorenzo ein Jüngling war — es ist nicht viel Zeit vergangen. Zweimal nur hat die Sonne ihren Lauf vollbracht — und er ist ein Greis geworden, unter der Last eines furchtbaren Schicksals. Über ewige Dinge krümmt sich sein junger Rücken. O armer Lorenzo. Er liest, fährt nach einer Pause auf. Wenn in diesen Büchern die Wahrheit ist: wer ist dann der Herr der Welt, Gott oder Satan? Und wer bin ich, der einstmal Lorenzo, Herzog von Spadaro genannt wurde? Furchtbar, furchtbar ist es, um die Wahrheit des menschlichen Tuns zu wissen. Er liest weiter, dann legt er vorsichtig die Blätter fort und spricht: Ist das die Wahrheit? Meine Mutter, du warst mir wie eine Heilige und ich schwur bei deinem Gedenken wie bei meinen Waffen. Du meine Mutter, Heilige — warst die Geliebte eines — Stallknechts. Mein Vater kehrte zurück, um in der Burg der Väter zu sterben, er verzieh dir — und starb mit geschlossenen Lippen. Mutter, heilige Mutter, wessen Sohn bin ich: des gotterfüllten Kreuzfahrers oder des schmutzigen Knechtes, der seinen Herrn während des Gebetes bestahl? Armer Lorenzo, armer Freund . . . Er versinkt in Gedanken. Rasche Schritte über die Treppe. Der Doppelgänger tritt ein, in der gleichen verstörten Haltung, in der Lorenzo den Fest-Saal verließ. Er erblickt den sitzenden Lorenzo und ruft erschreckt: Wer bist du?

Lorenzo erhebt sich voll Schrecken. Wer bist Du? Der Doppelgänger wirft sich auf Lorenzo und reißt die Laterne zu Boden. Der Raum ist nur von einem schwachen Licht erfüllt, das durch die geöffnete Tür dringt. Ein kurzer stummer Kampf, dann fühlt man, wie die beiden Körper sich lösen.

Der Doppelgänger: Ueberaus frech ist der Scherz, Signor, nehmen Sie die Maske ab oder ich werde Sie zwingen. Ich gab Ihnen mein Schloß — aber nicht mich, Sie bestehlen mich um mein Gesicht, Sie beleidigen mich! Nur einen Lorenzo gibt es, nur einen Herzog von Spadaro — mich! Herunter die Maske, Signor!

Lorenzo mit zitternder Stimme. Du bist nur ein Spuk — ich beschwöre dich bei Gott, verschwinde. Lorenzo ist nur einer, nur einen Herzog von Spadaro gibt es — und das bin ich!

Der Doppelgänger in höchster Erregung. Herunter die Maske, Signor! Zu lange bin ich Ihrem ungehörigen Scherz gefolgt — herunter die Maske, Signor — oder ziehen Sie den Degen . . . Sie werden es bei dem Herzog Lorenzo sehen, wie man Frechheit bestraft.

Lorenzo: — in Gottes Namen! —

Der Doppelgänger: Du meinst in Satans Namen, Unglücklicher! . . . Den Degen, Signor, den Degen! — Ich ersteche Sie wie einen tollen Hund! . . .

Lorenzo wie starr — in Gottes Namen! —

Der Doppelgänger nun rasend. Den Degen, Signor, den Degen! Im Halbdunkel pfeifen die Klingen. Sie greifen sich hart an, Lorenzo ermattet sichtlich. Verhaltne, dumpfe Schreie In Gottes Namen . . . Herunter die Maske . . . Du hast mich getötet . . . Lorenzo fällt und stirbt.

Der Doppelgänger stellt seinen Fuß auf den Leichnam und während er seinen Degen reinigt, spricht er unerwartet wehmütig und weich . . . Sie tun mir leid, Signor. Ich spüre es an Ihrem Atem, daß Sie jung waren wie ich. Es war Ihr Unglück, mein armer Signor, daß der Herzog Lorenzo der kleinen Scherze seiner Gäste überdrüssig wurde. Traurig hast Du bei diesem heiteren Fest geendet, Du Armer. Und wenn ich wüßte, wo Deine Mutter weilte, ich trüge ihr Deinen letzten Atemzug hin. . . . Leben Sie wohl, Signor. Er geht fort. Stille. Ein ungewisses Dämmern fließt durch den Raum. Leidenschaftliche Musik kommt näher.

Aus dem russischen Manuskript übertragen von Fred M. Balte

Im Schloßpark / von Ossip Dymow

Alle Gedanken schleppen sich hier träge und langsam, hart am Boden dahin; sie ziehen durch die langen Alleen und gleiten mit den welken Blättern die ruhigen Bäche hinab. Wenn jemand auf uns von oben herunterblickt, wie wir auf die im braunen Wasser zitternden Fische herunterblicken, so erscheinen ihm alle unsere Gedanken als zottige Algen, die mit der Strömung schwimmen. Zottige Stücke unserer Empfindungen, ziehen, vom Bewußtsein losgelöst, durch die stillen Alleen, wie durch Bäche. Augen, die auf uns herunterblicken, sehen dies. Da schwimmt eine große Alge: — es ist ein ungeschriebenes und ungedrucktes Gedicht, das an den tiefen Aesten einer Eiche, wie Absalom mit seinem Haar, hängen blieb; darum ist es hier auch so feucht, es duftet nach Pilzen und man denkt unwillkürlich an seine frühe, unerwiderte Liebe. Und noch etwas: man denkt an einen sonnigen Augusttag, an seine Kindheit, an eine unverdiente Strafe, an klebrige, rasch trocknende Tränen und an zwei sehr große schwarze Fliegen, die mit schweren Flügelschlägen die Fensterscheiben zu stürmen suchen.

Der Hofgärtner pflegt im März seine Runde durch den Park zu machen. Dieser Rundgang fällt ihm von Jahr zu Jahr schwerer. Der Alte bleibt vor jedem Baumstumpf stehen und säubert ihn mit seinem Krückstock von Schnee. Um den runden Weiher liegen

junge Tannen; große Lachen bedecken den Weg zu den Ställen, wo Kaninchen und Schwäne überwintern; auf der Brücke, deren vergoldetes Geländer mit Wappen geschmückt ist, liegt, halb im Schnee versunken, eine Bierflasche mit gesprungenem Hals. Der Alte denkt, daß er den nächsten März nicht mehr erlebt und daß dann niemand den Schnee von den Baumstümpfen und Marmorstatuen entfernt: man wird wohl kaum einen neuen Hofgärtner bestellen; er wüßte auch wirklich nicht, wer sein Nachfolger werden könnte.

Im April wird das vorjährige welke Laub von den Wegen fortgeschafft. Die rostigen Zähne der großen, altmodischen Rechen bohren sich mit leisem Knirschen in die durchfaulte, nasse, braune Masse. Und dann steht der Park mit seinen langen, dunkelblauen Frühlingsschatten naß und einsam da. Die strengen Kurfürsten blicken stolz von ihren Marmorsockeln herab und hüllen sich in ihre Marmormäntel.

Vor vielen Jahren lebten sie aber hier in diesem Schloß, das man heute für eine Mark — an Sonntagen kostet es noch weniger — besichtigen darf. Jetzt verbringen sie den Winter an den Ufern vereister Teiche und weicher Schnee fällt auf ihre bloßen Köpfe.

Es ist eine einsame Gegend, denn die Stadt hat sich nach der entgegengesetzten Richtung ausgedehnt; früh am Morgen hört man hier das Stöhnen der Eisenbahnzüge, die in die Hauptstadt eilen. Im Sommer kommen viele Frauen, die in der Hoffnung sind, in den Park, und daher haben alle die Lehrlinge, Radfahrer und Handwerker, die hier an Sonntagen spazieren gehen, Gesichtszüge der Kurfürsten Karl-Georg, Friedrich und August ... Vielleicht webt das große, heilige Geheimnis der Empfängnis schon im Herbst um die Paare, die sich hier auf den alten Bänken, vor künstlichen Wasserfällen und kalten Weihern, in denen sich tote Marmorgötter baden und spiegeln, Stelldichein geben. Wann wird denn das neue Leben empfangen? Jede Liebe ist bei ihrem ersten Aufflackern schwanger und in der ersten Begegnung zweier Augenpaare — eines braunen und eines blauen — vollzieht sich schon die Empfängnis. Und so wird das Rascheln des gelben Laubes unter den Füßen eines Liebespaares zum berauschenden Gesang von einem neuen Leben.

Dieser Gesang hallt in ihren Körpern, in ihrem Blut und im wunderbaren Spiel aller Muskeln nach. Auch im Reden und Schweigen. Besonders aber im Schweigen. Hände, die von *oben* in das irdische Leben hereingreifen, weben die feinen Lebensfäden und wir alle — Menschen, Bäume, Bücher und kaltes Gestein, alle Umarmungen und der Wind, der im Dickicht der Baumkronen wohnt, — sind nur gehorsame Werkzeuge in der Hand einer unbekannten Macht. Und darum ist der Vater des Kindes immer unbekannt.

Wie in den Fluten ruhiger Bäche, so ziehen alle unsere Leben durch diese stillen Alleen dahin. Ein Strom ohne Anfang fließt durch Raum und Zeit zu seiner unerforschten und unbegreiflichen Quelle zurück.

*

Zugleich mit den duftlosen Anemonen erscheint im Park die alte Hofköchin. Sie ist kränklich, dick und geschwollen. Sie trägt blaue Wollstrümpfe. Aus der Ferne vernimmt man den blauen Schrei eines unsichtbaren Kuckucks. Es ist wohl derselbe, der vor vierzig Jahren auf diesem schwarzen Ast geschrieen hat. Der verfluchte Vogel: er weiß noch alles!

*

Der letzte König war wahnsinnig. Jetzt ist er tot. Eine Sage steigt aus den Weihern, rauscht durch die Baumkronen und zieht durch die Säle des Schlosses. Dieser königliche Wahnsinn kam wie ein mächtiger, alles vergeltender Schlußakkord. Er war in der langen Reihe der unter Blutsverwandten geschlossenen Ehen vorbereitet. Das Kurfürstenschloß blickte durch Jahrhunderte mit der gleichen stolzen und ungeschwächten Verachtung auf die Welt der Menschen, ihrer Leiber und ihrer schleppenden Gedanken. Unter diesem selbst von Vögeln gemiedenem Dach webten die Jahrhunderte den vergifteten Schleier des einsamen Wahnsinns. Vor Zeiten hat sich hier eine Schar ungekrönter Könige des Lebens, stolzer Abtrünniger und trotziger Verschwörer eingeschlossen. Sie waren wie Sektierer und verachteten alles, was anders war, als sie, alles Fremde; und fremd war ihnen die ganze

Welt und selbst die ehernen Gesetze des Lebens. Ihr Vorhaben war wahnwitzig: sie wollten sich um jeden Preis von dieser Welt der Tage und Nächte, der Stürme und des Sonnenscheins, des Alterns und der Schmerzen abschließen. Durch viele Geschlechter wurde dieser schreckliche Kampf der Aufrührer gegen die Welt des Raumes und der Zeit fortgeführt. Die Urenkel bewahrten noch in ihrem Blute das Vermächtnis der Vorfahren und es reifte in ihren Gehirnen allmählich zum schwarzen Wahnsinn. Vielleicht fanden sie auch in ihrem Wahnsinn den von ihnen und ihren Vorfahren gesuchten Ausweg und die Pforte in eine andere, reichere Welt.

Die Menschheit hat sie aus ihrer großen dunklen, gährenden Masse als ihre Vertreter ausgeschieden; sie waren wie Blüten auf dem saftigen Stamme der Menschheit, die zu ihnen sprach:

— Versucht es. Forscht. Vielleicht gibt es einen Ausweg. Vielleicht findet ihr eine andere Welt und jemanden, der höher steht, als wir. Wir geben euch unser Blut, unser Leben und das Leben unserer Kinder, aber sucht. Vergewaltigt unsere Frauen und unsere Töchter sollen Sklavinnen eurer Sklavinnen sein, aber sucht. Forscht und blickt nach allen Seiten aus, auch zum Himmel empor, besonders zum Himmel! — Vielleicht findet ihr es. —

Der letzte König war wahnsinnig. In seiner Nähe blühten die Künste. Er scharte viele Dichter, Musiker und Maler um sich. In seinem Kopf saß das Augenpaar seines Urahnen; es waren echte, lebendige Augen des Urahnen, die in diesen wahnsinnigen Schädel durch irgend ein Wunder eingesetzt waren.

Das alte Geschlecht war bis auf zwei letzte Sprossen ausgestorben. Die letzten Vertreter waren der König und seine Schwester. Zwanzig Meilen von hier entfernt steht ihr Schloß, das Schloß, das ihren Namen trägt. Es hat noch nie Menschen gesehen und ist seit vielen Jahren vernagelt. Die leeren Prunkräume verfallen, das Bild von Velasquez ist in Spinngewebe gehüllt. Die Königsschwester sollte sich mit einem spanischen Prinzen vermählen. Da entdeckte man, daß der wahnsinnige König mit einer mehr als brüderlichen Leidenschaft an seiner Schwester hängt. Sie wurde vergiftet. Und so blieb das für das junge Paar erbaute Schloß unbewohnt. Der wahnsinnige König stellte des Abends tausend und eine brennende Kerze in der langen Galerie auf und starrte, in einer Ecke kauernd, in das Flammenmeer, während seine wirren Gedanken diese leuchtende Allee entlang zogen. Zwei sehr große schwarze Fliegen suchten, vom Licht aufgescheucht, mit schweren Flügelschlägen die Fensterscheiben zu stürmen. Die Leute draußen sahen die hell erleuchtete Galerie und glaubten, im Schlosse werde ein Fest gefeiert.

Der König ertränkte sich vor vier Jahren im Schloßteich. Und mit ihm erlosch das alte Geschlecht.

*

Am Ufer des Schloßteiches steht zwischen grünen Tannen ein Marmorfaun, der auf einer Flöte stumme Melodien spielt. An dieser Stelle wurde der Leichnam des Königs im Wasser gefunden. Wenn man auf der Bank, die vor dem Marmorfaun steht, ganz ruhig sitzt und den Atem anhält, so kann man manchmal die stumme Flötenmelodie hören. Und noch eins: man kann auch einen lebenden Sprossen des stolzen Geschlechts, das die Gesetze des Lebens stürzen wollte, sehen.

Es ist eine kleine, braune Feldmaus. In ihren Adern fließen einige Tropfen Königsblut. Dies geschah so: Der Leichnam des Königs blieb die ganze Nacht und einen Teil des folgenden Tages im Wasser liegen. Er geriet etwas in Verwesung und so kam in die Wurzeln des am Ufer stehenden Riedgrases und Schilfes königlicher Saft. Mäuse, die in der Nähe wohnten, nagten an den Wurzeln und das nächste Mäusegeschlecht hatte bereits in seinen Adern Blut vom wahnsinnigen König. Nun haben sich schon einunddreißig Generationen der Mäuse abgewechselt und so kam das königliche Blut in die verborgensten Felder und Gebüsche. Der köstliche, durch viele Jahrhunderte gezogene Saft wurde auf diese Weise von Gräsern, Mäusen und Insekten aufgeteilt.

*

Im Sommer kommen schwangere Frauen in den Park und sie schleppen mühsam ihre schweren Leiber durch die Alleen, an den Marmorkurfürsten, deren Namen längst vergessen sind, vorbei. Alle Handwerker und Lehrlinge der Vorstadt tragen Gesichtszüge der Kurfürsten.

Im März macht der Hofgärtner seine gewohnte Runde. Wenn er stirbt, bleibt sein Posten unbesetzt. Im April erscheint die alte Köchin, die vor vier Jahren das letzte Mittagessen für den toten König bereitet hat; doch sättigten sich an dieser Speise viele Tiere, Insekten und Pflanzen.

Im Mai kommen die Handwerker und Lehrlinge vor die Marmorstatuen zum Stelldichein. Die Mädchen schmiegen sich an die Männer und neigen ihren Kopf etwas zur Seite, wie reife, wartende Blüten.

Die Kurfürsten blicken auf sie streng herab; sie scheinen mit ihren versteinerten Gesichtern dieser Welt und ihren Gesetzen entrückt. Und die Kinder, die im Winter geboren werden, haben wieder die gleichen Augen und die gleichen Stirnen.

Und so kehrt das Königsblut wieder zu den Menschen und zur Erde zurück.

Autorisierte Uebertragung aus dem russischen Manuskript von Alexander Eliasberg

Am Ufer — an dem blühenden . . .

Von Alexander Alexandrowitsch Block

Am Ufer — an dem blühenden — sangen sie Gesänge
Am Tage der Verkündigung der holdesten Frau.
Weiße Priester beteten ins Grab — in das enge —
Ein kleines Mädchen . . . ihr Kleidchen war blau.

Sie sind, mit des Höchsten Willen und Segen,
Alle im Blute des Himmlischen Vaters erkannt . . .
Und leise zog der Weihrauch den Wolken entgegen,
Als entstiege er wirklich dem blühenden Land.

Aus dem Russischen von R. v. Walter

Verödet und stumm sind die Hallen . . .

Von Alexander Alexandrowitsch Block

Verödet und stumm sind die Hallen,
Verlassen die Fensterbank.
Es flüstern am Tor die Vasallen:
— Die Fürstin, die Fürstin ist krank.

Der König runzelt die Brauen,
Er ging ohne Pagen vorbei; —
Und ein leises, tödliches Grauen
Bricht den Sinn aller Worte entzwei.

Ich sieh an der Tür und weine,
Und presse den Ring, bis er bricht;
Und hinten im Gang steht einer, —
Der schluchzt und bedeckt sein Gesicht.

An der Tür der geliebten Dame
Schlag ich weinend den Mantel um mich, —
Und es schluchzte der ohne Namen,
Der Fremde mit dem blassen Gesicht.

Aus dem Russischen von R. v. Walter

Dunkle Winde / Von Boris Saizew

Kalt. Schlackwetter. Dunkler färbt sich alles im Regen. Stahlblanke Pfützen auf dem Platz; und darüber wallt und kreist die Dämmerung, wie ein dunkler Vogel. — Den Bahnhofsquare umschließt ein Ring Fleischerbuden; innen hängen frisch geschlachtete Schweine, hier und da einige Riesenfische; die Fleischer hacken und schneiden. Mitten auf dem Platz, neben der Wasserpumpe steht ein Haufe mehlbestaubter, stämmiger Lastfuhrleute; ihre roten Augen funkeln.

— Ha Kanaillen! Wir werden Euch zeigen! — Kein Zug verläßt die Station; stumm liegen die Warenschuppen. Erbittert schreien die Fuhrknechte durcheinander. Die Pferde steilen, beißen um sich; ab und zu trifft sie ein derber Hieb mit dem Peitschenstiel auf die Nase. Und all diese weißen Riesen, das Eisengerassel der Wagen, Fauste, schäbigen Gewänder, verschwollenen Augenlider verbinden sich zu gleichen schlimmen Erdgeistern.

— Laß sie's nur wagen! Wir werden ihnen zeigen! Probiert nur! —

Die Fleischergesellen encouragieren sich, streifen die Aermel auf. Eine dunkelblutrote Wolke schwimmt und kriecht wie träger Dampf über die Erde hin. Metallen reflektiert der Elevator am Geleise.

Da — hinter der Station — wirds lebendig! In stumpf-schwarzem Bande ergießt sich die Arbeiterschar; Gesang; auffliegende Mützen. Näher, immer näher wogt die brennend-heiße Welle.

— Sie kommen! Aufgepaßt! —

Der schwarze Strom wird deutlicher. Dumpfes Murren erhebt sich unter den Fuhrknechten; Fehmerstangen werden ausgebrochen, Knüttel tauchen auf; die Fleischergesellen stürzen herbei, Latten sausen durch die Luft, und wie eine Horde wilder Skythen werfen sich diese Bestien auf den Gegner. Der Wind fegt über den Platz, tiefer senkt sich die Dämmerung, heftiger werden die Mehlwirbel; eine Feuertrombe hat gleichsam diesem Riesenklumpen erfaßt; er brüllt, drischt, knetet, klatscht, zerrt, reißt, treibt in die Höfe, beißt, quetscht, drosselt, in wilder Blutgier. Die Pferde scheuen, die Wagen rasseln.

— Wißt Ihr jetzt, was es heißt „revoltieren"? Wißt Ihr's?! —

Rotes Dunkel schwimmt vor den Augen. Man möchte sich gegenseitig hauen, schlägt die Seinen, sich selbst, möchte sich die Finger abbeißen, in trunkner Ekstase unter die Räder der Wagen oder Lastenwaggons werfen. Schon sind die schwarzen Streiker verschwunden, wie zertretene Ameisen; jetzt dreschen die Fuhrleute auf die Verbündeten ein; lange Schlächtermesser blitzen neben den ausgeweideten Tierleibern.

— Hilfe! Mord! —

Kosaken! Trockner Wirbelsturm. Hagere, engbrüstige Pferdchen tragen ihre Reiter pfeilschnell mitten ins Gewühl. Wieder Klatschen, Pfeifen, Nagaïken.

*

Eine halbe Stunde später. Fort sind sie alle. Der Regen plätschert auf dem nackten, verweinten Platz. Hier und da Blutklümpchen, niedergehauene Mützen. In den Winkeln birgt sich der brennende Schmerz, der Schmerz zerschmetterter Kinnbacken, eingeschlagener Nasen, Zähne, Augen. Schwarze Raben, Kinder der Finsternis, kreischen zum Pfeifen des Windes; trübselig brennen die Laternen; mürrisch schauen die geschlossenen Buden drein. Ringsum liegt die träge, fette, satte, Stadt; in den stillen Straßen reihen sich die Häuser der Kaufleute, Mehl- und Kolonialwarenhändler, Bäder und Brotverkäufer. Die Fensterläden sind geschlossen, die Türriegel zugeschoben; von innen aus den Höfen dringt Hundegebell. Bald kommt die Schlafenszeit, und sattes Schnaufen umfängt diese Winkel. Vorm Zubettegehen wälzt sich noch einmal der von Geld, Hanf und Fässern beschwerte Sinn; der haarige Leib erhitzt sich innerlich durch die Wärme des tagsüber Zusichgenommenen; Pasteten, Gänsebraten mit Sauerkohl wandeln sich in dumpf aufbegehrende Triebe: vor der Nachtruhe hebt sich die Woge des Genusses in diesen Häusern, in denen es nach Essen, Oellämpchen und Vorväterſitten riecht.

— Wie unsere Kerle ihnen heute heimleuchteten!

— Wenn da doch auch Studenten und diese kurzgeschorenen Schlampen gewesen wären! —

Der Grimm steigt auf. Man denkt an Verluste, Geschäftsstockungen; etwas Unbarmherziges, Erdrückendes, Schwerfälliges kriecht aus den fernsten Winkeln und umnachtet das Hirn.

— Ich werde den Burschen ansagen: wenn sie bei der Mehlbude ein Frauenzimmer mit kurzen Haaren sehen, her mit ihr! Ohne Widerrede! Wir finden dann schon, was sie „Rotes" an sich hat. — —

Schamloses Grunzen und verdoppeltes Kosen als Entgegnung. Dann erschlafft das Gehirn, und ein schwerer Schlaf stößt allesamt in den unbekannten Abgrund. Die Hunde schlafen; in den warmen Ställen zermalmen die Pferde den Hafer, im Grunde ihrer Leiber lebt ihr dumpfes unbewußtes Sein. Etwas Bärenhaftes hat seine Tatzen gespreizt, schnauft, rasselt, schnarcht in all diesen aufgelösten Menschen. Als balle sich in dem nächtlichen, aschgrauen Leben der schlafenden Kreatur von neuem Wut, Dunkel und Schwere zusammen.

*

Ein schmutziger, grauer Morgen: Feiertag. In der Stadt läuten Kirchenglocken. Dorthin strömt das ungebildete Volk. Vor den Nischen und Heiligenbildern huschen Mönche hin und her, von den Emporen lesen Popen das Evangelium. Draußen wogt das Straßengetriebe; vorsintflutliche Mietdroschken holpern, Heiligenbilder werden in Karossen gefahren; vierschrötige Hausknechte stehen umher; es stinkt nach unsauberen Höfen, verqualmten Schenken; unter den Füßen schwappt der Kot; — der massive Leib, die allrussische Sattheit ist in Bewegung. Ueber diesem Riesenbiwack der Menschen türmen sich Gedanken und Wünsche zu einer Wolke, und tief, tief im Herzen beginnt sich etwas Neues, Peinliches zu regen, ohne das die Väter doch Jahrzehnte lang leben konnten.

Die Eisenbahnen stehen; die Nahrungsmittel sind teurer geworden; keine Branntweinzufuhr. Das einstige, bockbeinige, breite Leben knurrt zähnefletschend aus den Kellerlöchern.

— Sie stehen wider unsere heilige Kirche auf, wollen den orthodoxen Glauben vernichten, die Tempel schänden, unseren Allerhöchsten, von Gott eingesetzten Herrn und Kaiser vom Thron stürzen. Anathema über sie! Verfolgt sie, Rechtgläubige, verfolgt sie, wo ihr könnt! — — —

Die Rechtgläubigen schweigen; langsam wälzen sie die Gedanken in den harten Bauernschädeln. Die Kutscher in schwarzen Jacken, mit geöltem Haar, wischen sich den Schweiß, ihre schwimmenden Aeuglein sind blutunterlaufen. Im Innern kocht etwas Dumpfes auf.

— Eh! Diese Studenten! — — —

Und nach einer halben Stunde verprügeln sie beim Kirchenportal einen Menschen mit blauer Studentenmütze. Befriedigt schlendern sie nach Hause, aber im Herzen bohrt derselbe nagende Gedanke:

— Wer hat's eingerührt? —

Die alten, regennassen Steine der Häuser, die Mauern und Türme der alten Befestigungen wissen keine Antwort. Sie sind verschimmelt, mit Epheu überwuchert; aber nach wie vor haften an ihnen die Gedanken der Kaufleute, Mehlhändler und Fleischer, wie an den ältesten Bannern. Der Mittag vergeht; die Köpfe sind schwer; eine trübe Rauschwoge überflutet die Leiber; das Blut der alten Skythen wallt auf und siedet in den rotnasigen Kutschern mit dem geradgeschnittenen Genickhaar; die Fäuste ballen sich, und die trüben Aeuglein blicken suchend um sich. In dunklem Haufen ziehen sie zum einstigen Kreml, ziehen in die Winkel der großen Straßen und Plätze, als bewölke eine schwarze Kraft die Erde. Die Fußgänger sind eingeschüchtert, Frauen verstehen sich, aber der schwarze, wutentbrannte Haufe wächst. Der giftige Ausschlag einer schlimmen Krankheit, vom Riesenleib des Volkes ausgeschieden.

— Fangt sie, packt, schlagt zu! —

Die schwarzen Divisionen kleben aneinander, wie Fliegenschwärme; in wilder Meute stürzen sie sich im diagonalen Abendregen auf einzelne Menschen, stampfen, grunzen, quetschen, kneten, wie erbitterte Dreschflegel sausen Fäuste auf lebendes Fleisch. Tiefer senkt sich die Dämmerung, wie eine triefende Decke; kaum schimmern die gelben Laternen durch die Tränen des Regens. Immer fester schließen sich die Banden der „Schwarzen Hundert" zusammen, ziehen weiter und spähen. Im stürmenden Dunkel treibt es sie von Straße zu Straße; sie schlagen Fenster und Türen ein; dringen ins Innere der Häuser; wie schwarze Nachtfluten ersäufen sie das Leben in Stöhnen, Schmerz und Qual.

Zu dieser Zeit brausen die Winde um die alten Glockentürme und die Glocken erdröhnen; in wildem, mitternächtlichem Geheul erschallen sie wie Posaunen der Not. Im fernen Dunkel flammt ein Feuerschein auf, das eherne Echo rollt auf gigantischen Triumphwagen durch die Luft; an vier Enden der Stadt, weit über die ganze Gegend lodern vier drohende Fackeln auf, vier grausige Opferaltäre, auf denen Männer, Mädchen und Kinder verbrennen.

Genug! — Genug! —

Und droben in schwarzer Nacht das Antlitz der Leidensmutter, der „greisen" Mutter, die schweigend ihre Tränen über dem großen Martyrium vergießt. Sturm und Dunkel revoltieren ringsum, Windstöße johlen mit eherner, bestialischer Stimme; dichter ballt sich die Finsternis; auf dem Eisengitter der Brücke über dem schäumenden Fluß hocken kleine Kobolde, quieken und schreien; dann plumpsen sie wie Steine hinab, ziehen mit schrillem Quaken, schneller als ein Schnepfenstrich, über den Fluß hin und verschlucken sich in blutigem Ergötzen.

*

Am Morgen, beim Frühlicht, wimmelt es wieder auf dem Bahnhofsplatz; die Fuhrknechte tränken ihre Gäule. An den Turmspitzen fangen sich Wolken; Dunst und Nebel brauen in der Luft; wie wilde, vormorgendliche Wesen wiehern die Pferde; ihr grausiges Wiehern tönt aus dem Naß der Wolken, aus der Erde, aus den tausendpudigen Getreidespeichern. In sehniger Faust straffen sich die Leinen, zerren und reißen; schnaubend beißen die Pferde das Mundstück in blutigem Schaum. Der Gaul rückt an, steilt und rast über das holprige Pflaster.

Gebändigt, geht er wieder Schritt vor Schritt durch die leeren Straßen. Die geschlagene Stadt erwacht mit blutender Wunde im Herzen. Der Wind fährt durch die eingeschlagenen Scheiben; die Leichen der Vergewaltigten liegen umher; die angesteckten Stadtteile glimmen. Und die Lastwagen rasseln über das Kopfsteinpflaster in der Richtung zu den Mehlbuden: wie weiße schwankende Schatten schreiten die Kutscher neben ihren zottigen Pferden. Ab und zu scheut der wütende Gaul blutunterlaufenen Auges zu seinem mehlbestaubten Herrn. Einen durchdringenden Blick und Peitschenhieb in die Seite erhält er als Antwort.

Von oben Schlamm. Von unten Schlamm.

Deutsch von Lully Wiebeck

Puschkin / Von Nikolaj Gogol

Welche Seite man in Gogols Biographie auch aufschlägt, überall stößt man auf den Namen: Puschkin. Keine andere Persönlichkeit und keine andere Idee hat im Leben Gogols eine beherrschendere Rolle gespielt als Puschkin — dessen Lebensart und Schaffen im vollen Gegensatz zu denen des Dichters der „Toten Seelen" stehen. Das schwermütige Genie des Kleinrussen begann zu leuchten, als er mit dem größten Dichter, den Rußland bisher hervorgebracht, in Berührung kam. Gogol machte Puschkins Bekanntschaft im Jahre 1836 in Petersburg als ein Jüngling, der vor kurzem aus der Provinz gekommen war und einige Novellen in einer Zeitschrift veröffentlicht hatte. Diese Novellen aus der Heimat Gogols wiesen schon das prächtige Kolorit des großen Menschendarstellers und Naturschilderers auf und lenkten die Aufmerksamkeit Puschkins auf ihn. Er ließ bald Gogol in seinen

Kreis eintreten und nahm sich seiner liebevoll an. Er war es, der sofort den Umfang und den Charakter dieses ungewöhnlichen künstlerischen Phänomens begriff. Er zwang auch Gogol zu intensiverer Arbeit und überließ ihm zwei eigene künstlerische Pläne, die er, wie er sagte, keinem anderen als Gogol anvertrauen würde. Das waren die Pläne, aus denen später „Der Revisor" und die „Toten Seelen" hervorwuchsen.

Von nun ab kannte Gogol keinen höheren Richter als Puschkin. „Der schönste Traum meines Lebens", so nennt er ihn in einem Briefe. Mit dem unerwarteten, tragischen Tode Puschkins senkte sich auf das Leben Gogols eine noch dichtere Wolke der Schwermut herab und stimmte ihn noch weltflüchtiger. Es unterliegt keinem Zweifel, daß, wenn Puschkin am Leben geblieben wäre, das Schicksal Gogols auch eine andere Wendung genommen hätte.

Der Aufsatz Gogols über Puschkin ist im Jahre 1832 geschrieben und wird hier zum ersten Male in deutscher Sprache veröffentlicht. Er gehört zu dem künstlerisch Tiefsinnigsten, was über Puschkin in russischer Sprache gesagt worden ist — zu einer Zeit, als Rußland kaum ahnte, wen es in der Person seines einzigen Alexander Sergejewitsch Puschkin besitzt.

Josef Melnik

Bei dem Namen Puschkin taucht sofort der Gedanke vom russischen Nationaldichter auf. Wirklich, niemand von unseren Dichtern steht höher als er und kann als mehr national bezeichnet werden: dieses Recht gehört ausschließlich ihm. In ihm ist, geradezu wie in einem Lexikon, der ganze Reichtum, die Kraft und Biegsamkeit unserer Sprache enthalten. Mehr als alle, weiter als alle hat er deren Grenzen auseinandergerückt und zeigte mehr als alle deren Umfang. Puschkin ist eine außerordentliche Erscheinung und vielleicht die einzige Erscheinung des russischen Geistes: das ist der Russe in seiner Entwicklung, wie er vielleicht nach zwei Jahrhunderten sein wird. In ihm spiegeln sich die russische Natur, die russische Seele, die russische Sprache, der russische Charakter in solcher Klarheit, in solcher geläuterten Schönheit wider wie eine Landschaft auf der konvexen Fläche eines optischen Glases.

Selbst sein Leben ist ganz russisch. Dieselbe Freiheit und Fülle, zu der, manchmal die Schranken durchbrechend, der Russe strebt und die immer der frischen russischen Jugend gefällt, atmen die ersten Jahre seines Eintretens in die Welt. Das Schicksal hat ihn, wie mit Absicht, dorthin geschleudert, wo die Grenzen Rußlands sich durch einen schroffen, grandiosen Charakter auszeichnen; wo die glatte Unmeßbarkeit Rußlands unter wolkenhohen Bergen abgebrochen und vom Süden umweht wird. Der gigantische, mit ewigem Schnee bedeckte Kaukasus, inmitten schwüler Täler, verblüffte ihn; er rief die Kraft seiner Seele hervor und zerriß die letzten Ketten, die noch seine freien Gedanken bedrückten. Ihn bezauberte das freie poetische Leben der tollkühnen Bergbewohner, ihre Zusammenstöße, ihre raschen, unbesiegbaren Anläufe; und seit dieser Zeit gewann sein Pinsel jenen weiten Schwung, jene Raschheit und Kühnheit, die das damals erst zu lesen anfangende Rußland so erstaunte und verblüffte. Schildert er einen kriegerischen Zusammenstoß eines Tschetschenzen mit einem Kosaken — sein Stil ist ein Blitz; er glänzt ebenso, wie glitzernde Säbel, und fliegt rascher als die Schlacht selbst. Puschkin ist der Sänger des Kaukasus; er ist in ihn mit ganzer Seele und allen Gefühlen verliebt; er ist durchdrungen und durchglüht von seinen wundervollen Umgegenden, vom südlichen Himmel, von den Tälern des herrlichen Grusiens und den prächtigen Krimschen Nächten und Gärten. Vielleicht ist er deshalb auch in jenen seinen Schöpfungen heißer und flammender, wo seine Seele den Süden berührte. In ihnen hat er unwillkürlich all seine Kraft offenbart, und deshalb brachten seine Werke, die vom Kaukasus, von der Freiheit des Tscherkessenlebens und den Krimschen Nächten durchtränkt sind, eine erstaunliche, magische Wirkung hervor: sie wurden sogar von denen angestaunt, die weder genug Geschmack, noch genügend entwickelte seelische Fähigkeiten be-

saßen, um sie verstehen zu können. Das Kühne ist am meisten zugänglich, stärker und freier erweitert es die Seele, besonders die der Jugend, der es immer nach dem Ungewöhnlichen dürstet. Keinem Dichter Rußlands ist ein solch beneidenswertes Los zuteil geworden, wie Puschkin. Niemandes Ruhm wurde so rasch verbreitet. Alle, ob angebracht oder unangebracht, betrachteten es als ihre Pflicht, einige leuchtende Fragmente seiner Dichtungen herzusagen, manchmal auch zu entstellen. Sein Name war wie mit Elektrizität geladen. Der Name Puschkins auf das Werk irgendeines müßigen Skribenten gesetzt bewirkte, daß es bald überall vergriffen war.*)

Gleich bei seinem Auftreten war er schon national, weil die echte Nationalität nicht in der Schilderung des Saraphans (ein russisches Nationalkostüm), sondern im Geiste des Volkes selbst besteht. Der Dichter kann sogar auch dann national sein, wenn er eine völlig fremde Welt schildert, aber sie mit den Augen seines nationalen Elements sieht, mit den Augen des ganzen Volkes, wenn er so empfindet und spricht, daß es seinen Landsleuten vorkommt, als ob sie es selbst empfänden und sprächen. Wenn man von jenen Eigenschaften reden soll, die Puschkin allein auszeichnen und ihn von den anderen Dichtern unterscheiden, so bestehen sie in der außerordentlichen Knappheit der Schilderung und in der ungewöhnlichen Kunst, mit wenigen Strichen den ganzen Gegenstand zu zeichnen. Sein Epitheton ist so prägnant und kühn, daß manchmal ein Wort eine ganze Schilderung ersetzt; sein Pinsel fliegt. Ein kleines Gedicht von ihm ist immer mehr wert als ein ganzes Poem. Man kann wohl kaum von irgend einem Dichter sagen, daß ein kurzes Stück von ihm soviel Erhabenheit, Einfachheit und Kraft enthalte, wie bei Puschkin.

Aber seine letzten Dichtungen, die er zu einer Zeit geschaffen, als der Kaukasus mit all seiner drohenden Erhabenheit und seinen majestätisch in die Wolken ragenden Gipfeln seinen Blicken entschwunden war, und er sich in das Herz Rußlands versenkte, in dessen gewöhnlichen Ebenen, sich dem Erforschen der Sitten und des Lebens seiner Landsleute hingab und ein völlig nationaler Dichter werden wollte — seine Dichtungen verblüfften nicht mehr alle Welt durch jenes Grelle und blendend Kühne, das bei ihm alles ausatmet, wo der Elbrusse, die Bergbewohner, Krim und Grusien auftreten.

Diese Erscheinung, glaube ich, ist nicht schwer zu erklären. Alle seine Leser, die gebildeten und die ungebildeten, die von der Kühnheit seines Pinsels und dem Zauber seiner Bilder erstaunt waren, forderten um die Wette, daß die vaterländischen und historischen Begebenheiten zum Gegenstand seiner Dichtung werden sollten. Sie vergaßen aber ganz, daß es unmöglich ist, mit denselben Farben, mit denen man die kaukasischen Gebirge und deren freie Bewohner malt, das viel ruhigere und von weniger Leidenschaften erfüllte russische Leben zu schildern. Die Masse des Publikums, die die Nation darstellt, ist sehr seltsam in ihren Wünschen; sie ruft: „schildere uns so, wie wir sind, ganz wahrheitsgetreu, stell' die Taten unserer Ahnen in derselben Gestalt dar, wie sie waren." Würde jedoch der ihrem Befehle folgende Dichter versuchen, alles wahrheitsgetreu und sachlich darzustellen, so würde sie sofort ausrufen: „das ist welk, das ist schwach, das ist nicht gut, das sieht dem, was war, gar nicht ähnlich." Die

*) Unter dem Namen Puschkins flatterte eine Unzahl der widersinnigsten Gedichte durch das Land. Das ist das übliche Los eines Talents, das große Berühmtheit genießt. Zuerst macht es einen lachen, aber später wird man überdrüssig, wenn die Jugendalter vorüber und diese Dummheiten kein Ende nehmen wollen. Auf diese Weise schrieb man Puschkin solche Sachen zu, wie: Heilmittel gegen die Cholera, Die erste Nacht usw.

Masse des Volkes erinnert in diesem Falle an eine Frau, die dem Künstler befiehlt, ein Bild von ihr zu malen, das ihr ganz ähnlich sähe; aber wehe ihm, wenn er es nicht vermochte, alle ihre Mängel zu verhehlen! Die russische Geschichte beginnt nur seit der Zeit ihrer letzten Richtung unter den Kaisern eine grelle Lebendigkeit anzunehmen; bis dahin war zum größten Teil der Charakter des Volkes farblos, die Verschiedenartigkeit der Leidenschaften war ihm wenig bekannt. Der Dichter hat keine Schuld; aber auch im Volke lebt das sehr zu entschuldigende Gefühl, den Taten der Ahnen einen größeren Umfang zu verleihen. Dem Dichter blieben nur zwei Mittel übrig: entweder so weit wie möglich seinen Stil aufzublasen, dem Kraftlosen Kraft einhauchen, mit Feuer davon zu sprechen, was gar kein starkes Feuer in sich hat, dann wäre die Masse der Verehrer, die Masse des Volkes auf seiner Seite, und zusammen mit ihr auch das Geld; oder nur der einen Wahrheit treu zu bleiben: dort erhaben zu sein, wo der Gegenstand erhaben ist, grell und kühn zu sein, wo das wahrhaft Grelle und Kühne ist, ruhig und still zu sein, wo die Begebenheit es fordert. Aber in diesem Falle muß man ganz auf die Masse verzichten. Sie wird dem Dichter nicht folgen, oder nur, wenn der Gegenstand, den er schildert, schon so groß und auffallend wäre, daß er unbedingt einen allgemeinen Enthusiasmus hervorbringen müßte. Den ersten Weg schlug der Dichter nicht ein, weil er Dichter bleiben wollte, und weil bei einem jeden, der in sich den Funken des heiligen Berufes verspürt, eine Feinheit der Wahl vorwaltet, die ihm nicht erlaubt, durch solche Mittel sein Talent zu offenbaren. Niemand wird bestreiten wollen, daß der wilde Bergbewohner in seiner kriegerischen Bekleidung, frei wie die Freiheit, sich selbst Richter und Herr, eine viel grellere Erscheinung ist als irgend ein Gerichtsvorsitzender, und trotzdem er seinen Feind, in einer Schlucht lauernd, ermordet, oder ein ganzes Dorf in Brand gesteckt hat, er dennoch mehr verblüfft, stärker unsere Anteilnahme hervorruft, als unser Richter im abgeriebenen, von Tabak schmutzig gewordenen Frack, der ganz harmlos mit eingezogenen Erkundigungen und Nachforschungen eine Unmenge leibeigener und freier Seelen an den Bettelstab gebracht hat. Aber der eine und der andere, beide sind Erscheinungen, die zu unserer Welt gehören: sie haben beide ein Recht auf unsere Aufmerksamkeit, obwohl natürlich das, was wir seltener sehen, unsere Vorstellung immer stärker aufregt, und das Gewöhnliche dem Ungewöhnlichen vorzuziehen nichts anderes als eine Unbesonnenheit des Dichters ist — eine Unbesonnenheit seinem zahlreichen Publikum, aber nicht sich selbst gegenüber. Er büßt keineswegs seine Würde ein, ja er erhöht sie vielleicht, aber nur in den Augen der wahren Kenner. Mir kommt ein Fall aus meiner Kindheit in den Sinn. Ich empfand immer eine kleine Leidenschaft zur Malerei. Mich interessierte sehr eine von mir gemalte Landschaft, auf deren Vordergrund sich ein dürrer Baum erstreckte. Ich lebte damals in einem Dorf; meine Beurteiler und Richter waren die Nachbarn aus der Umgegend. Einer von ihnen sah auf das Bild hin, schüttelte den Kopf und sagte: „Ein guter Maler wählt einen gut gewachsenen Baum, dessen Blätter frisch sind, einen blühenden, aber keinen verdorrten Baum.“ In der Kindheit ärgerte es mich, ein solches Urteil zu vernehmen, aber später schöpfte ich daraus die Weisheit: zu wissen, was der Masse gefällt oder mißfällt. Die Werke Puschkins, in denen die russische Natur atmet, sind ebenso still und leidenschaftslos, wie die russische Natur. Ganz verstehen kann sie nur der, dessen Seele rein-russische Elemente in sich birgt, dessen Vaterland Rußland, dessen Seele so fein organisiert und im Gefühl entwickelt ist, daß sie fähig wäre, die nach außen hin nicht glänzenden russischen Lieder und den russischen Geist zu verstehen. Denn je gewöhnlicher ein Gegenstand ist, desto größer muß der Dichter sein, um

aus ihm das Ungewöhnliche hervorzulocken, und wesentlich ist, daß dieses Ungewöhnliche vollständig wahr sei. Sind denn die letzten Dichtungen Puschkins gerecht gewürdigt worden? Hat denn jemand erklärt, hat denn jemand verstanden, was „Boris Godunow" bedeutet, dieses hohe, tiefe Werk, das von innerer, unzugänglicher Poesie durchwoben ist, das jeden groben, bunten Aufputz, den gewöhnlich die Masse anglotzt, verworfen? Wenigstens gedruckt ist kein richtiges Urteil darüber erschienen und es ist bisher unberührt geblieben.

In seinen kleinsten Werken, in dieser prächtigen Anthologie, ist Puschkin ungewöhnlich vielseitig und erscheint noch umfassender, deutlicher sichtbar, als in seinen Poemen. Einige dieser kleinen Werke sind so grell und blendend, daß sie ein jeder verstehen kann, hingegen aber wird der größere Teil von ihnen, und dabei die besten, der zahlreichen Masse gewöhnlich erscheinen. Um sie verstehen zu können, muß man einen feinen Sinn haben, ist ein höherer Geschmack nötig als der, der nur allzu grelle und übergroße Züge wahrnimmt. Man muß ein Feinschmecker sein, dem grobe und schwere Speisen zuwider sind, und der von einem Vöglein nur so viel genießt, als ein Fingerhut fassen kann, der an einer solchen Speise Entzücken findet, deren Geschmack ganz unbestimmt, seltsam und dem ohne jeden angenehmen Duft erscheint, — der gewöhnt ist, die Fabrikate eines leibeigenen Koches zu verschlingen. Diese Sammlung seiner kleineren Gedichte ist eine Reihe blendender Bilder. Das ist dieselbe Welt, die Züge ausatmet, die nur dem antiken Menschen bekannt sind, in der die Natur so lebendig zum Ausdruck kommt, wie im Strom irgendeines silbernen Teiches, in dem rasch und grell leuchtend blendende Schultern oder weiße Arme vorbeihuschen, oder ein Alabasterhals, der von einer Nacht schwarzer Locken bedeckt ist, oder durchsichtige Trauben, oder Myrthenzweige und Baumschatten, die für das Leben geschaffen sind. Hier ist alles: Entzücken, Einfachheit und eine plötzlich aufblitzende Erhabenheit des Gedankens, die unerwartet den Leser mit der heiligen Kälte der Begeisterung umfängt. Hier ist nicht jene Kaskade der Schönrednerei, die nur durch die Wortfülle hinreißt, in der ein jeder Satz nur deshalb stark ist, weil er mit anderen verbunden ist und durch das Fallen der ganzen Masse betäubt, wenn man ihn aber loslösen würde, er schwach und kraftlos wäre. Hier ist keine Schönrednerei, sondern nur Poesie; kein äußerer Glanz, alles ist einfach, alles ist ebenmäßig, alles ist von einem inneren Glänzen durchflutet, das nur langsam hervorbricht; alles ist lakonisch, wie die Poesie es immer ist. Der Worte sind wenig, aber sie sind so treffend, daß sie alles bezeichnen. In einem jeden Wort ist ein Abgrund von Horizont; jedes Wort ist unfaßbar, wie der Dichter. Deswegen kann man diese kleinen Werke mehrmals lesen, während ein Werk, aus dem die Hauptidee zu sehr hervorschimmert, diesen Wert nicht besitzt.

Mir war es immer seltsam, über sie die Urteile vieler Personen zu hören, die als Kenner und Schriftsteller gelten und zu denen ich mehr Vertrauen hatte, bevor ich ihr Raisonnieren über diesen Gegenstand kannte. Diese kleinen Werke sind der Probierstein, an dem man den Geschmack und das ästhetische Empfinden des sie beurteilenden Kritikers erproben kann. Eine unbegreifliche Erscheinung! Man hätte doch meinen sollen, daß sie allen zugänglich sein müßten! Sie sind so schlicht erhaben, so grell, so flammend, so wollüstig und dabei so kindlich rein — wie kann man sie nicht verstehen! Aber, auch das ist eine unwiderlegbare Wahrheit: je mehr ein Dichter Dichter wird, desto geringer wird der Kreis seiner Anhänger.

Leonid Andrejew / Von Fred M. Balte

Als im Jahre 1898 die erste Erzählung Andrejews „Groß-Schlemm" im Moskauer Journal „Der Courier" erschien — eine Erzählung, der man freilich noch etwas den Einfluß von Tschechow und Gorki anmerkte — fühlte man sofort, daß hier ein großes, ungeheuer entwicklungsfähiges Talent das erste Lebenszeichen von sich gab. Schon in dieser ersten Erzählung stößt man auf das Problem, dem Andrejew auch in den darauffolgenden Erzählungen seine Aufmerksamkeit vor allem zuwendet: das Ende des Lebens.

Andrejew sucht und sucht —: und am Ende steht immer wieder die große düstre Wand; die Wand, hinter die niemand zu schauen vermag, hinter der sich ungelöste Rätsel verbergen.

Wie in „Groß-Schlemm" der biedere Jakob Iwanowitsch nicht begreifen kann, daß sein alter Genosse am Kartentisch, Nikolai Dimitrowitsch, nie das erfahren wird, wovon ihn nur eine halbe Sekunde getrennt hat, so bäumt sich in der Erzählung „Das Schweigen" der Pater Ignatius ohnmächtig auf gegen die Erkenntnis, daß seine Tochter ihr Geheimnis mit ins Grab genommen hat, und es ihm nicht gelingen wird, das zu erfahren, was er der Lebenden vielleicht durch Gewalt doch noch abgerungen hätte. Und so stößt man überall auf dieses dunkle, finstere Symbol: die schweigenddüstre Wand.

*

Andrejew ist Pessimist; aber er ist glücklicher als die anderen. Sein Pessimismus formt sich zu Kunstwerken um.

Die Stunden, da der Pessimismus, vereint mit den Gehässigkeiten des Lebens ihn — dreimal — dazu trieb, den Tod zu suchen, sind überwunden. Er ist ihm jetzt Antrieb zum Schaffen, zum Weiterleben.

Und in dem Moment, wo Andrejew sich von der Last des Pessimismus befreit hat, indem er ihn zum stummen, gefügigen Künstlergehilfen machte — in dem Moment vollzog sich eine durchgreifende Entwicklung. Die künstlerische Ausdrucksweise und Gestaltungsart, von der die ersten Erzählungen ahnen lassen, drängt sich mit einem Male scharfausgeprägt und unglaublich kultiviert und vervollkommnet in den Vordergrund. Das malerische Talent fließt mit dem dichterischen zusammen zu einem Ganzen: dem lyrischen Pessimismus.

*

Auch das dramatische Moment beginnt sich jetzt stärker zu regen, drängt nach Freiheit und kondensiert sich schließlich zu dramatischen Produkten von höchster Originalität und großem künstlerischen Gehalt. Ich nenne nur „Das Leben des Menschen", ein Kunstwerk, über das man gar nicht zu schreiben wagt, aus Furcht, das seltsame Fluidum, von dem das Ganze durchströmt ist, zu zerstören.

*

Andrejew hat den „Willen zur Wahrheit", den Nietzsche den „Willen zur Denkbarkeit alles Seienden" heißt. Dieser Wille ist sein Fetisch, sein Amulett, das ihm gestattet, furchtlos in alle Tiefen und Verirrungen des menschlichen Lebens hinabzusteigen, ohne an seinem Künstlertum Schaden zu nehmen. Den gefährlichsten Stoff — das Sexuelle — meistert er mit ruhiger Hand; er braucht nicht zu fürchten, darin unterzugehen, weil er diese Probleme mit den Augen des Erkenntnissuchers sieht.

Und deshalb mag die Aufregung, die seine ersten, die Probleme des Sexuallebens behandelnden Erzählungen in Rußland verursachten, ihm höchstens ein Lächeln abgelockt haben.

Was gilt ihm, wenn man ihn einen Pornographen schimpft, wenn Madame Gräfin Tolstoi in einem öffentlichen Briefe das Publikum auffordert, Andrejews Schriften zu boykottieren? Was gilt ihm all dieser Lärm aus dem Sumpf der in ihrer behaglichen Ruhe aufgescheuchten Spießbürger?

Man kann die Werke Andrejews Alltagstragödien nennen — Ereignisse, an denen die Menschen vorüberschreiten, weil es angeblich immer so gewesen ist. Und doch sind die Tragödien des Alltags die tiefsten, die gefährlichsten. Wie in der Erzählung „Im Nebel" der Gymnasiast Paul an seinem Sexualleben leidet, wie er sich quält unter der drückenden Last seiner Geschlechtskrankheit: so erzittern Hunderte von gleichaltrigen Jünglingen in Rußland, in der ganzen Welt vor der einengenden Macht der Konventionen.

*

Ein besonderes Kapitel: Der Plastiker Andrejew. Man bewundere im „Judas Ischarioth" wie im „Lazarus" die Art, wie Andrejew seine Gestalten darstellt.

Er knetet sich einen Judaskopf: die eine Hälfte des Gesichtes unbeweglich mit einem blinden Auge — die andere voll sonderbaren Lebens.

Oder die Landschaftsmalerei! Im „Lazarus" läuft ein schwarzer, gigantischer Schatten, nachdem die Sonne untergegangen ist, von Osten her, als ob nackte, ungeheuer große

Füße über den Sand schlürften und der Luftzug ihres raschen Laufes einem kalt über den Rücken weht!"

Oder: „Eine Liebe, die traurig und trübe ist wie jene Grabzypressen, die ihre Wurzeln von der Fäulnis der Gräber nähren und in den stillen Abendstunden mit ihren schwarzen scharfen Gipfeln vergeblich den Himmel suchen."

Plastische Gemälde, mit wenigen Strichen festgehalten. Und mit einer kaum glaublichen Leichtigkeit.

*

Im „Lazarus" kommt Andrejew wieder auf sein altes Problem zurück. Nur geht er diesmal weiter, er läßt einen Menschen hinter der großen Wand, aus dem Reiche der Rätsel zurückkommen. Dieser Mensch, der von den Toten auferstandene Lazarus, soll den anderen zeigen, wie nichtig all ihr Wissen, wie billig ihre Erkenntnis, wie groß ihr Hang am Leben ist.

Die Augen dieses lebenden Toten sind zwei große Gucklöcher in der düsteren Wand: die Menschen schauen hinein und verstummen.

*

In diesen Tagen gehört Andrejew seit zehn Jahren der Oeffentlichkeit. Sein erstes Werk war die Erzählung „Groß-Schlemm", sein letztes in diesem Zeitraum ist das Spiel „Die schwarzen Masken".

Welch ein gewaltiger Entwicklungsgang: dort ein gehaltvolles Genrebild — hier ein Drama von verwirrender Eigenart. Die in diesem Heft abgedruckte Szene gibt nur eine schwache Vorstellung von den Schönheiten dieser Dichtung.

Der Eindruck dieses Dramas des Wahnsinns ist unglaublich tief, kompliziert und nervenzerrüttend: auf tückischen Sohlen schleicht der Irrsin durch eine Menschenseele beutegierig, hämisch grinsend, triumphierend . . . .

Russische Lyrik der Gegenwart / Von Hermann Eßwein

Unser Interesse für die moderne russische Literatur erwachte zur nämlichen Zeit als wir uns am Idealisch-Poetischen, an der falschen Klassizität und Romantik übersättigt fanden, die auf die letzte echte Blüteperiode unseres Schrifttumes gefolgt waren. Eine Literatur voll reinster dichterischer Werte trat just in dem Augenblicke in unseren Gesichtskreis, als das Dichterische selbst in Verruf gekommen war, als man auf allen Gassen schrie, der Dichter solle Wirklichkeitsdarsteller sein und sonst nichts, er solle das Leben nackt, schmucklos, ehrlich im klaren Spiegel seines Beobachtertums auffangen, anstatt es mit seinen persönlichen, seelischen Bedürfnissen zu durchdringen und zu kreuzen, anstatt poetische und weltanschauliche Elixiere aus ihm zu gewinnen. Wir suchten also nicht die Poesie der Russen, sondern ihre Prosa, wir hatten Puschkin und Lermontoff längst vergessen, als wir zu Tolstoi und Dostojewski griffen, von denen wir zunächst nichts weiter wollten, als die Bestätigung gewisser sozialer, ethischer, philosophischer Doktrinen, von denen man damals alles erwartete.

Als dann endlich der Blick wieder frei wurde für das Künstlerische der Literatur, entdeckte man auch in den Werken der modernen Russen das Zeitlose, das jenseits aller aktuellen Tendenzen liegende Allgemeine, Menschliche. Das russische Gemüt mit seinem Fanatismus des sozialen Mitleids, mit seinem liebevollen Verständnis für alles Menschlich-Allzumenschliche, das innige Naturgefühl, das grüblerische, mystisch-religiöse Element der neueren russischen Literatur wurden erkannt, und die ganze reiche Romantik der slawischen Seele klang gerade bei uns Deutschen sympathisch an, die wir uns eben wieder auf die romantischen Wesenszüge unseres eigenen Geisteslebens besonnen hatten.

Durch vieles, was dem wieder unbefangen gewordenen Blicke zwischen den Zeilen der großen russischen Prosaisten entgegenfunkelte, schließlich auch durch die Bekanntschaft mit einer gewissen eigenartigen Richtung der modernen russischen Malerei — ich erinnere hier nur an E. Somoff — waren wir also auf die spezifisch lyrischen Wirkungen der neueren slawischen Künstler vorbereitet, war in uns der Wunsch erwacht, vom Stande der modernen Versdichtung bei unseren östlichen Nachbarn einen Begriff zu erhalten. Diesen Begriff, und es sei gleich betont, nicht viel mehr als ihn, vermittelt uns Alexander Eliasberg in seiner Sammlung: Russische Lyrik der Gegenwart so sachlich, deutlich, anschaulich, als nur irgend gewünscht werden kann.

Wie jene Gedichte vorliegen, verschleiern sie wohl die geistigen Physiognomien ihrer Verfasser ein wenig, aber sie entstellen sie nicht. Es war ein guter Gedanke des Verlags, der Publikation vier künstlerische Porträtskizzen (von V. Sjerow, Wrubel, J. Bakst und O. Braz) beizugeben und so dem instruktiven, aber nicht gerade mitreißenden Buche ein

wichtiges Element lebensvoller Anschaulichkeit zu Hilfe zu senden.

Als ein ungestümes, jähes und, wie die Einleitung andeutet, zum Teil pathologisch fundiertes Temperament zeigt sich der 1867 geborene, von skandinavischen Vorfahren stammende Konstantin Balmont. Seine flüssige, spielende, in üppig-barocken Formen schwelgende Begabung zieht ihn vornehmlich zu berauschend-exotischen, in lebhaften, fast grellen Farben und Tönen durcheinander brandenden Sinneseindrücken, die er in fieberhafter Erregung empfängt, die er aber ohne rhetorischen Schwulst und im allgemeinen mit gutem ästhetischem Takte wiederzugeben weiß.

Ein Ritt durch den mexikanischen Urwald, in steilen Prunkworten einhertaumelnde Dithyramben auf Meer und Sonne werden ihm Anlaß, eine Flut bizarr-nervöser Bilder über den Leser auszuschütten. Eine kräftige erotische Stimmung lebt sich in dem rhythmisch glänzend nuancierten Bilde einer Feuersbrunst aus („Ein Brand"), und in dem überschriftlosen Gedichte auf Seite 44 sind erotisches Empfinden und Naturgefühl so innig amalgamiert, als man nur immer im Sinne der Forderung wünschen mag, die von der Lyrik neben dem Impressionismus vor allem Innigkeit, seelische Vertiefung verlangt. Wie alle problematischen Naturen verfehlt Balmont leicht diese richtige, stimmunggebende Mitte zwischen den Extremen eines ganz in ekstatisch aufgefaßten Sinneseindrücken befangenen Impressionismus und einer allzu berechnenden, zur Pointe neigenden Intellektualität.

Daher wirken denn auch seine Kinderreime viel eher modern-romantisch, literarisch, als wirklich naiv.

Weniger sensible Nerven, aber stärkere Vitalität als Mensch wie als Dichter besitzt augenscheinlich Valerij Brjussow (geboren 1873 zu Moskau). In dieser Physiognomie ist nichts von der aufgebäumten, zuckenden Kompliziertheit, die sich in Balmonts bizarr-gebrechseltem Dekadentengesichte spiegelt. Die Reproduktion nach dem trefflichen Porträt von Wrubel zeigt uns Brjussows echtes derbes Slawengesicht, dessen starke Formen wie mit lässig-wuchtigen Axthieben herausgearbeitet erscheinen. Nur unter den knochig-vorspringenden, buschigen Brauen lebt das ruhige, vor der Wirklichkeit staunende Augenpaar eines Dichters, eines Visionärs. Und so sind denn auch die Verse dieses Mannes. Im ganzen bilderärmer, schlichter als die Balmonts, sind sie reicher an kräftig durchgeführten, vollkommen zur Anschauung gebrachten Bildern. Oft neigen sie zum Balladenhaften und vermögen auch, wie die „Terzinen zu den Bücherverzeichnissen" dartun, eine Stimmung wirklich bis zum Grunde auszuschöpfen. Brjussows romantisch-erfinderische Phantasie verführt ihn wohl gelegentlich dazu, melodramatischen Einfällen Gestalt zu geben („Letzter Rausch"), aber sie hat ihm auch in der „Stadt der Frauen" ein reizvolles, märchenhaft-unheimliches Motiv geschenkt, das er mit sicheren Strichen und glühenden, lebensvollen Farben auszubauen wußte. Auch wo er, ohne sein Fabuliertalent in Anspruch zu nehmen, mitten in den Alltag hineingreift, wo er etwa in schlichten Worten eine Großstadtstimmung aufklingen und gleich wieder abklingen läßt, ist er, frei von jeder Pose, ein ernsthafter, lebensnaher, sympathischer Dichter.

Das gleiche gilt von dem 1870 in Süd-Rußland geborenen Iwan Bunin. Er hat von allen die innigsten Beziehungen zur Landschaft und versteht am besten die schwere Kunst, den ganz einfachen, stimmungsvoll aufgefaßten Naturausschnitt zum Gedichte zu gestalten. Wo er selbst die Eigenart seiner Begabung verkennt und vom für sich selbst sprechenden Naturbilde zu komplizierteren Verschlingungen von Gedanken und Gefühlen strebt, doch wirkt er weniger tief. Die ruhige, vornehme Geschlossenheit der Form, ein Vorzug, auf Grund dessen der in seinen besten Stücken ganz modern empfindende Bunin wie bei den ästhetisch Radikalen so auch bei den ästhetisch Konservativen seiner Heimat in hohem Ansehen steht, hat hier dem Uebersetzer die Arbeit erleichtert, so daß ein Gedicht wie die „Vergessene Fontaine" zu den wenigen Stücken dieses Buches gehört, die man mit wirklichem ästhetischen Genuß, nicht nur mit literaturwissenschaftlichem Interesse zu lesen vermag. Auch unter den wenigen und dem Gehalte nach wenig belangreichen lyrischen Proben, die der bekannte Novellist Fjodor Ssologub beisteuerte, befindet sich ein Stück „Der Becher", das deutschen Anforderungen an lyrische Sprachkultur vollauf Genüge tut.

Damit nun auch dem Snobismus das Seinige werde, hat man nicht unterlassen, ein paar unklare, dilettantische Poesien von Zinaïda Hippius aufzunehmen. Das Beste an diesem Abschnitte des Buches ist unstreitig die flotte, nur leider an einer Stelle — dem linken Arm und Jackettflügel — ins Unbelebte, Hölzerne mißlungene Zeichnung von Bakst: die graziöse Dame, Gattin des hervorragenden Dichter-Denkers Mereschkowski, sitzt mit einem Gesichtsausdrucke, der verzweifelt an die Mimik der Chansonette als Gardeleutnant gemahnt, in koketter Pose, Kostüm à la George Sand: die Beine sind famos, aber die Verse sind miserabel!

Verlegt bei R. Piper & Co. / München

Rundschau

Anton v. Werner und die Nationalgalerie

I

Herrn von Werners geplante Ernennung an Stelle des Herrn von Tschudi bedeutet die Ersetzung eines Sachverständigen durch einen Nichtsachverständigen; ja, die Ersetzung eines Sachverständigen durch jemanden, der ein Lebensinteresse daran hat, nicht sachverständig zu werden auf dem Gebiet, das ihm anvertraut werden soll. Denn wenn Herr von Werner die Entwicklung der Kunst, insbesondere der deutschen Kunst, in den letzten hundert Jahren überblicken könnte, so müßte der Anblick ihn wie das verschleierte Bild zu Saïs vernichten: so mangelhaft, so komisch unbedeutend würden ihm seine Bilder vorkommen, so unfruchtbar, so unsinnig seine Leitung der Berliner Akademie.

Herr von Werner ist, weil er die Entwicklung der neueren Kunst nicht kennt und nicht kennen kann, noch unfähiger, gute Bilder zu kaufen, als zu malen. Denn die Erkenntnis des dauernden Wertes eines Werks ist abhängig von der Kenntnis der dauernden Strömungen, die die Kunst tragen und befruchten. Außerhalb dieser Kenntnis bleiben als Wegweiser nur Intuitionen des Geschmacks. Für den Geschmack des Herrn von Werner, oder seiner Hintermänner, für diesen bis zum Ueberdruß bekannten Geschmack Geld auszugeben, dafür dürfen sich die preußischen Steuerzahler aber mit Recht bedanken. Eine Siegesallee ist genug.

Die Ernennung des Herrn von Werner wird also in erster Linie eine Schädigung des preußischen Staatsvermögens zur Folge haben, indem, wie mit Sicherheit vorauszusehen ist, das ihm anvertraute Geld zum größten Teil an wertlose Werke verschwendet werden wird: an Bilder, die in wenigen Jahren denen des Herren von Werner selbst irgendwo in Kellern Gesellschaft leisten werden. Aber noch böser als die falschen Ankäufe werden die falschen Ablehnungen nachwirken. Durch sie werden Werke, die unersetzlich sein werden, Deutschland verloren gehen. In Frankreich hat eine ähnliche falsche Ankaufspolitik wie die, die Herr von Werner vertreten wird, die Hauptwerke von Millet und Corot unwiederbringlich nach Amerika gelassen.

Doch leider handelt es sich bei der Entlassung des Herrn von Tschudi nicht einmal bloß um eine Museumsfrage: um die Frage, ob die Nationalgalerie weiterhin sachverständig oder dilettantisch verwaltet werden soll. Ernster als die Folgen für die Galerie werden, wenn Herr von Tschudi gehen muß, die Wirkungen nach außen sein: die Entmutigung derer, die in Deutschland Kunst schaffen oder fördern, die Demoralisierung der Beamtenschaft.

Tschudis anregende Leitung der Nationalgalerie hatte in weiten Kreisen das Interesse für die zeitgenössische Kunst angefacht, ein Publikum und Sammler geschaffen, durch deren Teilnahme, deren Ankäufe ein frisches Kunstleben sich in Berlin entwickelte. Durch Tschudis Tätigkeit wurde so Bodes große Lebensarbeit in der fruchtbarsten Richtung fortgeführt, Berlin zu einer Kunststadt ausgebaut. Wenn Tschudi gehen muß und seine anregende Tätigkeit fortfällt, wird das kaum geweckte Interesse für lebendige Kunst wieder abflauen; und Jahrzehnte werden kaum den Rückschlag gutmachen.

In erster Linie werden hierdurch die Künstler betroffen. Für sie bedeutet Tschudis Entlassung aber noch etwas anderes. Bis jetzt konnten sie annehmen, daß sie durch verantwortliche Stellen vor den Wirkungen unverantwortlicher Launen geschützt seien. Wenigstens die Fiktion einer gewissen Unparteilichkeit wurde bei den verantwortlichen Regierungsstellen aufrecht erhalten. Noch in der Reichstagsdebatte über St. Louis hat der damalige Staatssekretär Graf Posadowsky die Gleichberechtigung aller Richtungen in der Kunst anerkannt. Doch wenn jetzt ein Beamter abgesetzt wird, weil er eine Richtung in der Kunst nicht boykottiert hat, so hört selbst die Fiktion auf. Jeder Künstler, der frei seiner Anlage folgen will, ohne nach befohlenen Schablonen aufzublicken, muß mit der Regierung wie mit einem Feinde rechnen. Alle schönen Werte vom Regierungstisch können daran nichts ändern. Denn wenn Tschudi wirklich gehen muß, so beweist das, daß die Regierung selbst in einem eklatanten Fall, der in der Oeffentlichkeit vor sich geht, dem Druck unverantwortlicher Stellen nicht widerstehen kann. Was kann da der einzelne Künstler noch erwarten in Fällen, die sich hinter den Kulissen abspielen? Die Entscheidung in der Frage, ob Tschudi geht oder bleibt, bedeutet also die wahre Antwort der Regierung auf die Frage, ob in Preußen die Kunst noch frei ist oder nicht.

Am allerbedenklichsten, weil sie alle Gebiete des öffentlichen Lebens und nicht bloß die Kunst betreffen, werden aber die Nachwirkungen

der Entlassung Tschudis auf den Geist der preußischen Beamtenschaft sein. Hier wird ein anerkannt tüchtiger Beamter seiner Stelle enthoben, nur weil er durch die gewissenhafte Ausübung seines Amtes dem Könige mißfallen hat; und wird ersetzt durch einen für diese Stellung, um es milde auszudrücken, anerkannt wenig geeigneten Beamten, nur weil dieser es verstanden hat, dem Könige zu gefallen. Welches Recht hat man da noch, von Beamten Charakter zu verlangen? Und wie will man einen großen Staat mit Beamten ohne Charakter gesund erhalten?

Da die Entlassung des Herrn von Tschudi unter diesen Umständen tief und verhängnisvoll nachwirken muß, wird sich hoffentlich im Abgeordnetenhaus eine Mehrheit finden, die mit Nachdruck den Minister fragt: Warum Herr von Tschudi gehen muß, und wodurch Herr von Werner seine Fähigkeit bewiesen hat, Herrn von Tschudi zu ersetzen?

Und wenn dann nicht ganz andere Gründe angeführt werden, als der fadenscheinige Vorwand, von dem man hört, daß er parat gehalten wird, dann wird diese Mehrheit hoffentlich das Gehalt für den Direktor und die Ankaufsgelder für die Nationalgalerie ablehnen. —

Doch vielleicht bietet sich eine Lösung, die beiden Teilen gerecht wird. Ich schenke sie dem Minister. Herr von Werner soll ein tüchtiger Beamter sein. Seine Haupteigenschaften sind Poesielosigkeit und Exaktheit. Wenn man ihn, wie es scheint, versorgen muß, so mag man ihn zum Assessor avancieren und unter Herrn von Tschudi zum Rendanten der Nationalgalerie ernennen.

Harry Graf Keßler

II

Man muß sich mit der Tatsache abfinden, daß die leitenden Kreise in Preußen außer Zusammenhang mit den Schaffenden stehen und keine Ahnung davon haben, was im geistigen Deutschland eigentlich vor sich geht. Es ist Zeitverschwendung dagegen zu protestieren; jeder wirklich kraftvolle Geist läßt sich das einfach als Ansporn dienen, in seinem Kreise um so unbekümmerter für die gemeinsame Zukunft zu wirken. Nachdem Tschudi leider hat abtreten müssen, ist es doch völlig einerlei, ob Herr v. Werner an seine Stelle tritt oder Herr Schultze oder Herr Cohn. Die Machthaberei der Ohnmacht ist hinfällig; je mehr sich die geistige Mißwirtschaft im öffentlichen Leben herausstellt, um so eher wird sie abgewirtschaftet haben. Dehmel

Theaternotizen

Erde

Eine Komödie des Lebens in drei Akten von Karl Schönherr. Erstaufführung im Hebbeltheater.

Schönherrs Talent: ein Bühnentalent. Von geringem Tiefgang.

Was der Preisgekrönte an Dichterischem gibt, kommt aus sehr begabten Gegenden, von irgendwo, nur nicht aus ihm. Es kommt auf hübschen, gelehrten Flügeln. Aber die Flügel sind fein. Die Flügel sind fein ... Er vermag die dichterische Phantasie eines Zuhörers anzuregen: wenn er einen zwischen Genie und Irrsinn geklemmten Jungknecht auf Hochgebirgsabhänge setzt, wo muskulöse Halbtiere den Boden aufreißen . .

(aber warum, möchte ich wissen, ich möchte es so gezeigt haben, daß mir das Dunkle, Unfaßbare solcher Traditionen „aufginge“ —)

. . wo Frauen, zwischen Stall, Küche und Kammer ihren Geschlechtskampf darauf anlegen, die Lombardierung ihres Fruchtleibes gegen eine Hypothek auf Feld und Acker perfekt zu machen . .

(aber es genügt nicht, Urtriebe festzustellen, wir möchten sie treiben und wachsen sehen, bis ihre vorderhand endgültigen Blüten im grauen Licht einer Bauernstube flammen —)

. . wo der Tod mit der Lust sich fortzupflanzen Schuhplatterl tanzt und ein vierzigjähriger Bauer in Eis und Schnee, während Lawinen krachen und der Boden vor Kälte aufreißt, sich wie ein Wiener Neuromantiker fühlt, der seine Potenz entsagungsvoll auf das ursprünglichste Gebiet der Fruchtbarkeit beschränkt hätte.

Nein, welch ein Tatsachenmensch ist dieser Schönherr. Er sagt: so beten diese Menschen, so sterben sie, so liegen sie auf der Lauer zu lieben, zu töten, zu verdienen; und dazwischen leuchten hurtig und sicher die kleinen, poetischen Dinge, die der Verfasser auf sauberen Flügeln in die Szenen seines Theaterstückes sendet . .

Was ist bei einem Künstler Originalität? Das atmosphärisch isolierte „Innere“, worin es treibt und gedeiht; die einzigartige Beleuchtung eines menschlichen Chaos; der Himmel, der die besondere Vegetation erzeugt; ein Wunder der Entwicklung: Pflanzen, denen Flügel wachsen . .

Schönherr setzt sie an.

Jedoch, er schreibt vortreffliche Theaterstücke. Sein bestes ist „Erde“.

*

Ein Theaterstück ist da, um gut gespielt zu werden. Es besteht nicht, wie eine Dichtung, neben dem Theater und über das Theater hin-

aus. Es ist nichts als Theater. Der Regisseur teilt sich mit dem Autor mehr als zur Hälfte in die Verantwortung für das Stück.

Niemand im Hebbel-Theater schien dazu Lust zu haben. Der Theaterzettel nennt keinen Regisseur. Es braucht also nicht erst festgestellt zu werden, daß die Aufführung hinter der Theatertüchtigkeit der „Erde" zurückblieb.

Es gab drei Menschen, die handelten: Frau Bertens, Fräulein Mayer und Hermann Wlach. Dann gab es einen, der einen prachtvollen Ausdruck hatte, wenn er dastand, den Kopf ein wenig zur Seite geneigt und mit blödsinnig guten Augen auf die Menschen blickte, mit denen er nichts als den Boden gemein hatte: Edgar Alfred Licho. Das war ein stilles Bild des Hannes, der vor vielen Jahren nicht fort konnte und lieber als Knecht zu Hause blieb, als irgendwoanders frei zu sein, und der vom Leben nicht mehr begehrt als ein sanftes Tier: Essen, Schlaf und Junge. Licho traf die Haltung des Hannes, sonst nichts... Ein Roßknecht sah gut aus.

Frau Bertens . . . Sie gab die spekulative Magd mit den bereiten Hüften. Sie war das starke Geschöpf, das sich in ein Stück Erde hineingräbt, mit jedem Gedanken, jeder Bewegung des Leibes und der Seele. Vielmehr, bei jeder Regung sinkt sie tiefer ein! Die Erde arbeitet in ihr! . . . Mit großer Klugheit wurde von einer, deren Kunst bis zum Raffinement intellektuell ist, ein Erdengeschöpf dargestellt: auf dem ein kosmopolitischer Firnis glänzte. Sie stand abseits von den anderen. Sie war von einer anderen Rasse als Fräulein Mayer. Deren Magd war das tapfere Huhn, das verzweifelt mit den Flügeln schlägt, da eine rauhe Hand sich nach ihr ausstreckt, um dann argwöhnisch, verwirrt, fiebernd in Erinnerungen umherzutappen; brütend dazusitzen; in Aengsten zu gackern . . . Lichtblondes Haar, das grau geworden ist . . . Als es noch strahlte, wollte sie fort mit Hannes. Wohin er möchte. Wenn er nur mitginge . . . Hier ist die Erdenkraft zur Inbrunst geworden. Hier hat das Herz, das der Erde nahe ist, zu singen begonnen. Aber sie gackert, als die Bereithüftige ihr den Hals umdreht. Sie ist ein geschwächtes Geschöpf neben dieser Kuh. Hat sie denn nicht fortgewollt von der Scholle? Fräulein Mayer ging, mit singendem Herzen, über ihre Rolle hinaus, sie war stärker, lichter, tiefer als Schönherrs Trine.

Vom Eishof kam Hermann Wlachs Bäuerlein mit seiner Brut. Vorläufig sind es ihrer drei. Aber er kann mehr gebrauchen. Er ist mit Freuden bereit, auf ihre Vermehrung hinzuwirken: so viel Kinder, so viel Knechte. Als es Frühling wird, nimmt er die Kuh in Lombard . . Von den Bauern, die zu handeln haben, war er der echteste. Es war armseliges, nüchternes und so triebhaft sehnsüchtiges Menschentum in seinem Bäuerlein.

Dem Grütz fehlten zu viel Zähne. Immerhin war es Guido Herzfeld, der ihn spielte. Aber da war ein Totengräber . .

René Schickele

Konzertnotizen

Bronislaw Hubermann. Violinkonzerte von Beethoven, Brahms und Spohr. Hubermann war in großer Form. Den adagierten Spohr spielte er tonschön, überhastete dagegen die Kadenz. Panzner führte das Blüthnerorchester dem Geiger zum Vorteil. :: Arrigo Serato überraschte mit einer Ciaccona für Violine mit Begleitung des Streichorchesters und der Orgel von T. Vitali (instrumentiert von Respighi). Ein allen Violinisten empfehlenswertes, dankbares Werk aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Serato trug es bravourös vor. Im Mozartschen Es-Dur glänzte er durch leichte Spielart und energischen Strich, während im Brahmsschen Adagio D-Dur opus 77 sein gesättigter Ton ergriff. :: Drei Damen aus dem hohen Norden — das Nordische Vokal-Trio — reichten stimmlich für den intimen Choralionsaal aus, künstlerisch nicht einmal für die kleine Zuhörerzahl. :: Ein Spanier, Dario Saavedra, behandelt den Flügel wie eine Mutter das Kind: zärtlich, liebevoll und, wo angebracht, energisch. Seine Finger sind von elastischer Beweglichkeit und zeigen unfehlbaren Tastensinn. Die G-moll-Ballade von Brahms gelang besonders rhythmisch glänzend. Saavedra hat Zukunft. :: Paula Weinbaum mezzosopraniert mit gewichtigen Akzenten. Ihr Begleiter Erich Wolff ist mir lieber. Er ist feinnervig, während sie stark outriert.

Max Olitzki

Im Beethovensaal gibt's nicht jeden Tag Feste. Wenn man die ersten Stufen der nüchternen Treppe hinaufgestiegen ist, weiß man schon, ob oben „etwas los" ist, und ob sich die Großen, die drin mitzureden haben, in den ersten Reihen breitgemacht haben. Heute läßt der magisch dreinblickende Nikisch seine weißen Hände über die Klaviatur gleiten, und bei jedem Präludieren, Interludieren und Postludieren zappelt die parierte und besmokingte Menge vor Entzücken. Nikisch ist aber auch ein Begleiter comme il faut, und er setzt sich nicht für jedermann vor den Flügel. Er weiß ganz genau, daß Elena Gerhardt all denen eine Lehrmeisterin sein dürfte, die uns jedes Jahr mit einer großtönenden Reklame wiederkommen, den Saal mit Schülerinnen und Blumen spendenden Bekannten vollstopfen, rote Plakate

mit „ausverkauft“ aushängen, und im Grunde kunstfremd sind. :: Franz von Vecsey. Auch er könnte die ältesten Geigenmeister lehren, wie man den Bogen zu führen hat, selbst solche, die sich königliche Professoren nennen und von weit her geschleppt werden, um sich hier preußische Orden zu verdienen. Kann man dem jungen Künstler ein besseres Lob spenden, als wenn man sagt, daß selbst neben den grandiosen Offenbarungen eines Manén im Blüthnersaal sein Spiel nicht abfiel. W. Junker

Puppen / Hohenzollern-Kunstgewerbehaus

Diese bunte kleine Ausstellung des künstlich preziösesten Spielzeugs wird uns bald nachdenklich stimmen, nachdem wir ihren heiter aufgeputzten Zierlichkeiten aus Leder, Holz und Pappe, Porzellan, Wachs, Flitter und Bändern einen ergötzten Augenblick lang zugelächelt haben. Alles das Wesen, das in unserer Welt sich anders nie als durch ein Zueinander, ein Gegeneinander, ein Ineinander und Auseinander sich verhält, alles dieses, durchaus alles, lebt hier nebeneinander —: der Engel und der Teufel, Judas und Johannes, der Dieb und der Einsiedler, Tänzerin und Nonne, Harlekin und Richter, der Blinde und der Seiltänzer, der Abenteurer und der Büßer, der Brigant und der Tagelöhner, Komödiant, König, Bettler und Prasser; alle sind sie hier sich nahe —: der Böse und der Gute, der Leichtfertige und der Versonnene, der Herrschbegierige und der Demütige, der Einfältige und der Weise, der Prahler und der Schweigsame, der Verführer, der Einsame, der Anmutige, der Krüppel. Jedes rührt hier jedes an, doch es sieht sich nicht, es sucht sich nicht, keines begehrt nach dem anderen oder strebt fort von ihm, keines fühlt sich von keinem erregt oder erhoben, gestört oder gefördert. Denn, weil eine Puppe stets nur ist was sie ist, weil es ihr nie einfallen wird, ihr Wesen verwandeln und sein zu wollen was sie nicht ist, wird sie nie, ein fremdes Dasein gegen sich empörend, den Frieden ihrer Welt in Gefahr bringen. Die Puppe bleibt ewig sich selber gleich, ihr Wesen geht völlig in ihrer Gebärde auf und macht uns lachen, weil eine Gebärde, die erstarrt, zur Grimasse wird. Die Puppe hat keine Geheimnisse, und verbirgt sich nie, ihr Inneres ist völlig nach außen gewendet, es gibt nichts Offenherzigeres, nichts weniger Hinterhältiges, nichts Eindeutigeres als die Puppe, und darum wird ein Puppenkopf, selbst wenn er heftigste Erregung ausdrücken soll, sich niemals anders als von der vollkommensten Banalität zeigen, die, während sie erheitert, doch zugleich, als das Abbild eines in völliger Leere und Sinnlosigkeit beschlossenen Daseins, von einer eigentümlichen Unheimlichkeit ist. Die Puppe ist unter allen Umständen mit sich einverstanden, mag sie nun die Tugend oder das Laster darstellen, sie ist unzerrissen, ruhevoll und fraglos wie ein Gott. Wir, deren Teil das ewige Streben ist, stehen zwischen Puppe und Gott, begierig, was wir sind von uns abzutun, und, was wir nicht sind, zu erraffen. Darum, als Ungenügsame, sind wir zerrissen und leben zueinander, gegeneinander, ineinander, auseinander. Aus unserem Streben gewinnen wir unser Geschick, in dem wir wurzeln wie die Blume in der Erde, uns ewig Wandernden eine ewige Herberge, unser großer Ernst, der macht, daß wir die Kinder Gottes und nicht, so wie unseres die Puppe, sein Spielzeug sind, und daß unser Tod nicht dem trübseligen Ende der Puppe gleicht, die plötzlich als verschlissen häßlicher Fetzen daliegt und fortgeworfen wird, sondern daß er schön und feierlich, daß er Krone und Erfüllung ist, ein Gleichnis des ewigen Feuers, das uns verzehrt hat.

Sigmund Simon

Die neunzehnte Müllersche Uebung

Das eben ist die Hauptsache, daß ihrer Tausende sind. Wenn Tausende einen Einzelnen töten, so heißt das, daß dieser Einzelne gesiegt hat.“

Das ist der Sieg der gehenkten Terroristen Rußlands. Das ist der Sieg der dumpf philosophierenden Resignation, das ist der Trost der Unterliegenden. Das ist die Hoffnungslosigkeit der russischen Revolutionäre. Das ist der Fanatismus verfrühter Opfermutiger. Das sind die großen „Verbrecher“ mit der verzehrenden Liebe zu ihrem gequälten Volke. Das sind Leonid Andrejews fünf Auserwählte, die ihre menschliche Todesangst in der Zelle fanatisch und systematisch töten und mit Räubern und Mördern zum Galgen wanken. Und nach einem Kusse — das Aufhängen am Halse in unbeweglicher Haltung — die neunzehnte Müllersche Uebung — —

Im Ernst: Unter den fünf Terroristen, die wegen eines versuchten Attentats gegen den Herrn Minister gehenkt werden sollen, befindet sich Sergei Golowin, ein junger ehemaliger Offizier, der schon am zweiten Morgen, den er in der Festung verbringt, zu — müllern anfängt und bis zum Todesgang mit Ausdauer und Ueberzeugung weitermüllert. Und in diesem rätselvollen Dasein zwischen dem Leben, das kein Leben mehr ist, und dem Tod, der nun kein wahres Leben mehr erlöscht, in dieser geheimnisvollen Zeit, reflektiert Sergei Golowin: „Die Sache ist die, lieber Müller, daß es noch eine neunzehnte Uebung gibt, das Auf-

hängen am Halse in unbeweglicher Haltung. Und das nennt man Hinrichtung."

Andrejews neuestes Buch: „Die sieben Gehenkten" seziert sieben totgeweihte Herzen. Zwei davon taugen nichts. Sie sind die gemeinen Verbrecher, deren Tod das Gemeinwesen heilt. Aber die fünf anderen, durchglüht von der todessüchtigen Liebe zu ihrem Volke, sind uns teuer. Sieben Herzen und das schlechteste eines geretteten Ministers seziert Andrejew. Wie in allen seinen früheren Werken ist Andrejew auch hier wieder dichtender Psychologe: ein Zuendedenker. Andrejews Tote nehmen keinen Gedanken mit hinüber, weil sie in ihrem Umkreis das Höchste verstanden haben, das Leben und den Tod, weil sie den Tod erlebt haben und gesehen haben: Es ist nichts! Es ist bald vorüber! Es ist nichts!

Vor dem Kunstwerk hört die Politik auf, und wir dürfen die Verbrecher lieben. Wundervolle Herzen, deren Tapferkeit die Todesangst nicht erspart bleibt. Liebe, teure Seelen, die ihr gehenkt werdet mit Räubern und Mördern. Wohltäter einer geschundenen Menschheit wolltet ihr werden, und fielt einem Gesetz zum Opfer. Aber vor unserem Herzen seid ihr keine Verbrecher, wir lieben euch, auch in Deutschland, nur dürfen wir's nicht sagen. Nein, ihr seid keine Verbrecher!

Rudolf Blümner

Verlegt bei J. Ladyschnikow

Politische Gedichte

Die Volksvertretung

Das also war die Staatsaktion,
das Vaterland zu retten?!
Und so klang der Finale-Ton
am Streitsang der Gazetten?!
Der Männerstolz am Fürstenthron —
so ist er zu bewetten?!
O je, wer hätte das gedacht?
Mensch, halt dich fest! — Europa lacht.

Am Königsplatz im Wallotbräu,
beschirmt von Stenographen,
bewacht die Volksvertretung treu
das deutsche Volk beim Schlafen.
Der Preußenaar, der Bayernleu —
dort ist ihr Friedenshafen.
Dort steht des Deutschtums Wehr und Wacht . .
Mensch, halt dich fest! — Europa lacht.

Wird Kindchen Volk von Schmerz gequält,
schreit's, oder ward's geprügelt:
zu seiner Stillung ward gewählt
ein Engelein beflügelt,
das hübsche Märchen ihm erzählt
und sein Begehren zügelt.
Der Reichstag gibt behutsam acht . . .
Mensch, halt dich fest! — Europa lacht.

Des Kindes Schlummer ward gestört.
Es sprach zu laut der Kaiser.
Nun schreit das Volk und ist empört.
Der Reichstag murmelt heiser:
Wer sagt's dem Herrn, daß er es hört,
o Majestät, sprich leiser!? . . .
Der Reichstag sprach's. Er hat's vollbracht.
Mensch, halt dich fest! — Europa lacht.

Der Reichstag faßt' den großen Mut.
Nun putzt er sich die Brille:
So, Volk, es ist ja alles gut!
Geschehen soll dein Wille
daß jener es nicht wieder tut.
Nun sei nur wieder stille.
Schlaf weiter, Kindchen. Gute Nacht . . .
Mensch, halt dich fest! — Europa lacht.

J. Diot

Masken

4/Anton von Werner

Er legt soeben die vorletzte Hand an sein Historienbild: „Der Kanzler den Daily Telegraph lesend."

Er legt soeben den Vorsitz im Verein K L K („die Kunst im Leben des Kadetten") nieder, um sich ganz der Verfassung (— — —?) seiner grundlegenden Untersuchung „Befehl zum Genuß von Kunstwerken" widmen zu können.

Er legt soeben in einer Hochschulrede die Universalität des Renaissancemenschen aus: „Luftschiff und Manschettenknöpfe."

Er legt soeben die Generalintendanz der Hoftheater in seine eigenen Hände. Neuinszenierung von „Faust" im Hof-Kinematographen (natürliche Farben!) und „Tristan" (vollendetste Grammophon-Piece!).

Er legt soeben seine Neuorganisation der Nationalgalerie vor: die Ressort-Chefs. Deutsche Kunst — Generalmajor Keim. Französische Kunst — Francois Haby.

Er legt den Glauben an seinen längst vollzogenen Selbstmord nahe.

Ludwig Rubiner

Von neuen Büchern

Sanin von Artzibaschew. Für diesen Roman wurde lärmend Tamtam geschlagen. Fast unanständig laut. Es ist ein stilles Buch! Ich behaupte es! Jawohl! Ich weiß, daß man mich verhöhnen und „Rindvieh" — doch nicht im Sinne Artzibaschews, und darauf lege ich Wert — schimpfen wird. Der sonst in seinen Ankündigungen so vornehme Verlag von Georg Müller spricht gar von dem „Weltanschauungsroman" des jungen Rußlands und sieht in ihm die Ursache der sexuellen Revolution. Und der Referent der „Neuen

Revue" bezeichnet Artzibaschew als den Dichter der Liebesraserei in Rußland, der erotischen Bewegung und sexuellen Revolution.

Ich aber sage: dieser Roman ist besser, als die ihn behandeln, welche durch laute Betonung des Erotischen seinen Absatz, nicht sein Renommee fördern. Wenn das, was Sanins Erotik ausmacht, sexuelle Revolution, wenn Sanins Lebensauffassung für Rußland eine neue Weltanschauung bedeutet, dann sind diese Russen noch nicht sonderlich viel dem Zweck des Lebens nachgegangen und haben sich in ihren freilich oft bis zur Manie getriebenen revolutionären Kämpfen in einer Weise asketisiert, die unnatürlich und daher widerwärtig ist. Ich behaupte, daß sich in Deutschland jeder Intellektuelle, der ernstlich mit sich rang, um zu einer Weltauffassung durchzudringen, dem Sanin eng verwandt fühlen wird. Je nach seiner Individualität mehr oder weniger. Daher es denn auch sinnlos ist, im Sinne dieses Romans von Saninisten zu sprechen. So weit jede Individualität von der anderen verschieden, so weit wird sich ein Saninist von jedem anderen unterscheiden. Sagt Sanin doch selbst irgendwo dem Sinne nach: ein Problem der Weltauffassung gibt es nicht, denn Probleme löst man; wäre dies Problem aber gelöst, dann wären alle Menschen unter diese eine Lösung zu bringen, sie müßten dann alle ihre Individualität unterdrücken usw. usw. Versteht man aber unter Saninisten alle die, welche über Vorurteile und falsche Moralbegriffe hinauswuchsen, und „bewußt" zu leben verstehen, dann wird der Saninist im Sinne Artzibaschews bald Geltung und guten Klang haben.

Und die erotische Revolution!! Worin besteht sie? Artzibaschew gibt zwei Beispiele. Nicht mehr. Einmal wird in einer Provinzstadt in landesüblicher Weise ein junges Mädchen von einem dummen, aber hübschen Offizier verführt! (Steht ihr Wände noch ob dieser sexuellen Revolution?!) Und das andere Mal führt der Zufall nach einem schwülen Tage in einer hellen Mondnacht (!) ein üppiges Weib mit einem starken jungen Manne zusammen. Vor Stunden noch bebte dies Weib unter den Küssen eines jungen Studenten, der — welch ein Schlemihl! — die überreife Frucht verschmähte. Nun aber — gehst du nicht aus den Fugen, Erde, ob dieser sexuellen Revolution!! — wird das Langerwartete Ereignis. — Nur eine Frage sei gestattet: Wie pflegten sich denn bisher derartige Belustigungen abzuspielen?

Ich trage mich nach alledem bedingungslos in die Liste der Saninisten ein, denen ich als normaler Mensch innerlich schon seit zehn Jahren angehöre.

Und der Roman ist gut! Weit über den Durchschnitt. Er verdient einen Erfolg, aber einen ruhigen, vornehmen.

Edward Stilgebauer dediziert mir seinen Roman „Die blaue Blume". (J. Diemer-Mainz.) Ich habe nicht den Vorzug, Herrn Stilgebauer zu kennen; kenne ihn absolut nicht. Mir wäre niemals eingefallen, diesen Roman zu lesen, nachdem sein vierbändiges Werk Götz Krafft mir unwiderruflich den Beweis für die Mittelmäßigkeit dieses Autors erbracht hat. Das hier aber ist weit schlimmer, als alles Vorangegangene. Das ist die vollkommenste Hilflosigkeit eines schwatzhaften Kindes, dem man gute Märchen in die Hand geben soll, damit es die Distanzen zu schätzen und seine eigene Produktion richtig zu bewerten lerne.

Leider hat mich auch Ernst Schur enttäuscht. Sein bei Oesterheld soeben erschienenes Buch „Einsame Liebe" — wie alle Oesterheldschen Editionen in hübscher Aufmachung — verrät nur wenig von dem feinsinnigen Dichter, den ich in Ernst Schur verehre. Eine oft ins Triviale gehende Langeweile!

Inzwischen ist über Sagittas Buch, „Die namenlose Liebe", das ich kürzlich hier anführte, an Gerichtsstelle verhandelt worden. Ueber die Kraft und lyrische Qualität des zweiten Buches werden die Sachverständigen nicht zu streiten haben, sobald die vertagte Verhandlung wieder aufgenommen ist. Diese Qualität steht außer Zweifel, ohne dadurch den hohen Subskriptionspreis des Werkes zu rechtfertigen, der seinen Grund schließlich doch in der Schlüpfrigkeit des Milieus hat. Für Vorträge, Bücher und Schaustellungen, die sich ihres erotischen Charakters wegen der Oeffentlichkeit entziehen und nur auf Umwegen zu erreichen sind, zahlt der gelangweilte Mitteleuropäer erfahrungsgemäß und bereitwillig sensationelle Preise. Diesem Unfug steuert man am sichersten dadurch, daß man erotische Werke, *soweit sie künstlerisch bestehen können*, im Buchhandel duldet und sich von Staats wegen weniger eifrig für die moralische Integrität des lesenden Publikums abmüht. So gut wie ein königlich preußischer Assessor kann jeder halbwegs gebildete Deutsche selbst über eine für ihn und die Seinen geeignete Lektüre entscheiden. — Ich hatte hier gesagt, daß Dr. Benedict Friedländer sich hinter dem Pseudonym Sagitta verberge und hieran einige Bemerkungen über Friedländers Selbstmord geknüpft. Peter Hamecher schreibt mir nun gelegentlich der Uebersendung seiner eigenen Verse „Gedächtnis" (Hellmann-Jauer), daß Friedländer *nicht* der Verfasser der namenlosen Liebe, vielmehr nur aus, ich weiß nicht welchem Grunde, für den wirklichen Autor ein-

getreten sei. Und dieser wirkliche Autor, der sich Sagitta nennt, der duldet, daß ein anderer im Augenblicke drohender Gefahr für ihn einspringt, ist nach Hamecher einer der bestbekannten deutschen Dichter! Wer sich zu den bestbekannten deutschen Dichtern zählt, wird gut tun, dafür zu sorgen, daß er nicht in den Verdacht der Autorschaft dieses Werkes gerät. Ist's Franz Evers? Hamechers Gedichtbuch ist ungleich, teilweis (namentlich „Junge Leiden") echt und klangvoll.

Ich freue mich, Herr Dr. Julius Kapp, daß Sie nun doch in allem Frieden Ihre Arbeit über Frank Wedekind (bei Barsdorf-Berlin) veröffentlicht haben. Ueber sie hat ein Berufener, Georg Brandes, bereits vor Drucklegung geurteilt, der sie zu weitschweifig, sonst aber nicht übel nannte. Der dem Buche beigegebene Waschzettel — stammt er aus Ihrer Feder? — läuft auf dieselbe Beurteilung hinaus. Sie haben Wedekind seziert, statt seine Persönlichkeit als Ganzes zu fassen. Aus dieser Persönlichkeit läßt sich alles, was bald harmlos, bald gewagt, bald paradox erscheint, mühelos herleiten. All das bedarf, sobald wir Wedekinds eigenstes Wesen erkannten, keiner Erklärung mehr. Von kleinen Essays abgesehen, glaube ich hier das erste Buch über Wedekind vor mir zu haben. Es ist mehr als Interesse, das er beansprucht. Es ist Achtung vor dem Genie, die das Werk Wedekinds fordert; mag man ihn lieben oder hassen, mag das einzelne gelungen oder mißlungen sein.

Artur Landsberger

Nochmals: Reichssprit

Am 16. Februar 1907 wurde zwischen den deutschen Brennereibesitzern einerseits, und den Spritfabrikanten sowie der Zentrale für Spiritusverwertung andererseits, der jetzt in Geltung befindliche Kartellvertrag abgeschlossen. Die Kontrahenten scheinen Eile gehabt zu haben; denn erst am 30. September 1908 war der alte Vertrag erloschen, erst dann trat der neue in Kraft. Wozu die Hast notwendig gewesen ist, war damals nicht ganz klar ersichtlich; heute vermag jeder deutlich den Zweck zu erkennen. Mindestens schon im Februar 1907 war bekannt, daß die Reichsfinanzreform nicht lange mehr auf sich warten lassen werde, vermochten selbst die nicht gar zu sehr ins Regierungsgeschäft Eingeweihten zu ersehen, daß eine Verstaatlichung des Branntweingewerbes, wenigstens aber eine Aenderung der bisherigen Steuergesetzgebung unausbleiblich sei, wenn das Reich Mehreinnahmen erzielen wollte. Im § 40 des Vertrages war denn auch schon auf den Fall Bezug genommen, daß Aenderungen der Gesetzgebung eintreten werden. In knappen Worten wird im ersten Abschnitt zum Ausdruck gebracht, daß die „bindende Kraft dieses Vertrages" durch Aenderung der Steuergesetzgebung nicht berührt wird. Heftige Kämpfe gingen dem Abschluß voraus. Die Brenner waren zu der Einsicht gekommen, daß die Spritfabriken zu hohen Zwischengewinn als Rektifikationsprämie erhalten und wollten darum unter keinen Umständen den Vertrag auf der alten Basis erneuern. Auch war von Gegnern der Spiritus-Zentrale lange zuvor schon für die nötige „Aufklärung" gesorgt worden. Bereits am 12. Januar 1906 schrieb Herr Wilhelm Kantorowicz, wohl der sachkundigste und gewandteste Gegner des Syndikats, in einer Denkschrift an den Staatssekretär des Innern, den Grafen von Posadowsky: „Für die Spritfabrikanten, insbesondere die größeren, war die Gründung des Spiritusringes außerordentlich segensreich. Die landwirtschaftlichen Brenner haben von derselben nach meiner Ueberzeugung, Schaden, jedenfalls keinen Nutzen gehabt. Der Zwischenhandel sieht seine Organisationen zerstört, ist teils gänzlich ausgestoßen, teils in seinem Gewerbe mehr oder weniger schwer geschädigt, in seiner wirtschaftlichen Stellung degradiert. Die Destillateure sind, soweit sie nicht von dem Ueberfluß der Vergangenheit leben, direkt ausgepovert worden." Hatten die Worte des Gegners auch den Erfolg, daß im neuen Vertrage die Rektifikationsprämie von 4,60 M. pro Hektoliter reinen Alkohols auf 2,15 M. ermäßigt wurde, so scheint doch die Regierung (deren Vertreter noch während der Kartellenquete manch unfreundliches Wort gegen die Zentrale aussprach) sich mit dem Kartell inzwischen versöhnt zu haben. Ein paar Worte aus der Begründung zum „Entwurf eines Gesetzes über den Zwischenhandel des Reichs mit Branntwein": „In großzügig geleiteter, durchgeführter Tätigkeit ist es gelungen, die Erzeugung und Reinigung des Branntweins, sowie den Branntweinhandel in einem so erheblichen Umfange zu einer einheitlichen Organisation, man kann fast sagen, zu einem Privatmonopole, zusammenzufassen, daß damit eine neue Grundlage für eine den Anforderungen der Gegenwart entsprechende gesetzliche Regelung gegeben ist." Nach so lobenden Worten ist's kein Wunder, daß in der Gesetzesvorlage selbst jede nur denkbare Rücksicht auf die Spirituszentrale genommen wird. Die Spritfabriken sollen nach § 143 des Entwurfs, soweit sie vor dem 1. Juli 1907 betriebsfähig bestanden haben, auf Antrag „angemessen entschädigt" werden; sie sind ver-

pflichtet, bis zur Durchführung des Entschädigungsverfahrens, längstens bis zum 30. September 1912 im Umfange ihrer Betriebseinrichtungen Reinigung, Lagerung und Versendung des Branntweins für Rechnung des dem Reiche unterstehenden Vertriebsamtes gegen Entgelt auszuführen. Die Entschädigung soll auf drei verschiedene Arten erfolgen: entweder tritt die Spritfabrik zum Vertriebsamt in ein Vertragsverhältnis auf Uebernahme der Reinigung usw., oder sie wird angekauft; in diesem Falle entsteht für das Reich wieder die Möglichkeit, den Vertrieb weiter zu führen oder, wenn er unrentabel ist, ihn einzustellen. Uebernimmt die Fabrik die Rektifikation für Rechnung des Reiches, so wird ihr ein Entgelt gewährt, dessen Höhe freiwilliger Vereinbarung unterliegt. Nur insofern greift das Gesetz bestimmend ein, als dieses Entgelt „für die Zeit vom 1. Oktober 1909 bis 30. September 1919“ (also für die Zeit der Geltung des neuen Vertrages) so bemessen sein soll, daß die Reinigungsanstalt damit „für die Einschränkung ihres Geschäftes entschädigt wird“. Was hiermit gesagt sein soll, geht auch aus der Begründung nicht klar hervor; von einer Einschränkung des Geschäftes kann doch nicht gut die Rede sein, wenn „Reinigung, Lagerung und Versendung“ für Rechnung des Reiches erfolgen. Man könnte behaupten, die Spritfabrik, die ein solches Vertragsverhältnis abschließt, begibt sich der Möglichkeit, die Regulierung des Verkaufspreises nach Belieben vorzunehmen und danach den Absatz zu bemessen. War die Freiheit der Spritfabriken aber unter dem Vertrage größer? Auch jetzt hat die einzelne Anstalt kein Verfügungsrecht über den Absatz, muß sich vielmehr der Syndikatsleitung fügen. Daß man eine besondere Entschädigungspflicht gerade für die Vertragsdauer festsetzt, beweist nur, daß man die Vertragsrechte ablösen will; d. h. Rechte, die offenbar zu einer Zeit eingeräumt worden sind, wo längst vermutet wurde, vielleicht schon bekannt war, daß das Monopol zur Einführung gelangen werde.

Noch größer sind die Vorteile der Spritfabriken, wenn der Ankauf vom Reiche vorgesehen ist. Dann wird zunächst für die zehn Vertragsjahre eine Entschädigung gezahlt, die genau dem Bruttogewinn (also selbst ohne Abzug der Spesen) entspricht, den die Spritfabriken während dieser Zeit erzielt hätten; das heißt die Rektifikationsprämie, berechnet auf die durchschnittlich in den letzten fünf Jahren gereinigten Alkoholmengen. Auch hier tritt also wieder eine Abfindung für die Dauer der Vertragszeit ein. Außerdem erhalten die Spritfabriken natürlich den Wert des Grund und Bodens, der Gebäude, Maschinen usw. nach Abschätzung von Sachverständigen. Daß sie schon hierbei ein gutes Geschäft machen, weil sie in der Lage waren, während der Zeit des alten Vertrages hohe Reservestellungen vorzunehmen, und auf ihre Gebäude usw. mehr als die gesetzlich erforderlichen Summen abzusetzen, ist ihr gutes Recht. Aber, so wird im Reichstage zu fragen sein, wäre es nicht richtiger gewesen, den Aktionären eine Offerte auf den Ankauf der Aktien zu machen, anstatt dieses teure und umständliche Entschädigungssystem anzuwenden? Meinetwegen konnte man, wenns nötig war, noch einige Privatfabriken übernehmen; sicher aber genügten die Aktiengesellschaften, deren Anteilseigner bei 30 bis 50 % höherem Kurse gern der Verstaatlichung beigestimmt hätten. Doch durfte dann freilich nicht monatelang zuvor mit den Leitern der Spiritus-Zentrale persönlich verhandelt werden, es durfte ihnen keine Gelegenheit gegeben werden, die Aktien rechtzeitig aufzukaufen. Möge der Reichstag den einmal begangenen Fehler gut machen, indem er mindestens die Entschädigungssumme herabsetzt. Er verletzt kein berechtigtes Aktionärinteresse, und er spart dem wahrlich genug belasteten Volke Millionen. Es geht nicht an, daß für die Spritfabriken dieser hohe Preis gezahlt wird zum Nutzen einiger Interessenten, die durch Kenntnis der Regierungspläne den Gewinn noch beträchtlich steigern konnten.

Der Ankauf einiger Aktiengesellschaften hätte gewiß auch genügt, um den Bedarf an Sprit soweit zu decken, als man ihn nicht bei Anwendung des neuen Verfahrens, Feinsprit direkt aus der Maische herzustellen, befriedigen kann. Ich habe schon neulich auf das Verfahren des Herrn Professors Traube hingewiesen und wundere mich nur, daß man in den Zeitungen (mit Ausnahme des Berliner Tageblattes) gar nichts darüber zu sagen weiß. Umso deutlicher wird der Reichstag zu reden haben. Herrn Traubes Erfindung ist der Regierung wohl bekannt, das kaiserliche Gesundheitsamt hat die Brauchbarkeit seines Sprits bestätigt und dennoch ist von diesem Verfahren in der Begründung des Gesetzes mit keinem Wort die Rede! Selbst der Einwand, die Erfindung sei im Kleinbetriebe nicht anwendbar (der auf das von Sinner eingeführte französische Verfahren zutreffend sein mag) ist durch praktische Erprobung längst widerlegt worden; wenn die landwirtschaftlichen Brennereien (bis auf wenige Ausnahmen) davon Abstand genommen haben, die direkte Herstellung des Sprits (deren Kosten nur ca. 1 M. pro Hektoliter Feinsprit betragen) vorzunehmen, so lag dies nur daran, daß die Spirituszentrale, natürlich nur im Interesse der Spritfabriken, ihnen für den Sprit nicht mehr zahlen wollte

und (auf Grund des Vertrages) nicht mehr zu zahlen brauchte als für ihren Rohspiritus. Das darf jetzt für die Regierung nicht maßgebend sein. In dem Augenblick, wo das deutsche Volk es als seine höchste Aufgabe betrachten soll, unter Belastung seiner ärmsten Schichten das Reich aus der Geldnot zu befreien, muß sorgfältig geprüft werden, daß nicht Summen für unnütze Dinge verschwendet werden. Die Abfindung der Spritfabriken in dem geplanten Umfange wäre eine Verschwendung und ließe zudem noch einen Erfinder um den Ertrag verdienter Arbeit bringen.

Man wage nur den Versuch; gewiß bekommt die Regierung die Spritfabriken für ein Butterbrot, wenn ihnen erst gezeigt worden ist, daß man auch ohne sie den geplanten Zweck erreicht.

Als einen zweiten Kardinalfehler der Monopolvorlage betrachte ich die Bestimmungen über den Ankauf des Branntweins. Die hierbei zu zahlenden Preise sollen von dem Vertriebsamt jeweilig für ein Betriebsjahr festgesetzt werden. Der Grundpreis (der je nach Umfang der Brennerei eine Erhöhung oder Ermäßigung erfährt) soll „die durchschnittlichen Herstellungskosten eines Hektoliters Alkohol in gut geleiteten, landwirtschaftlichen Kartoffelbrennereien mittleren Umfanges“ decken. Eine solche Bestimmung läßt alle möglichen Berechnungen zu. Die Zustimmung der Landwirtschaft beweist, daß sie sich von diesem Kautschukparagraphen nur Nutzen versprechen. Von vornherein einen Einheitspreis für die Uebernahme des Branntweins festzusetzen, wie es der Bismarcksche Monopolentwurf vorschlug, würde zu noch größeren Schwierigkeiten führen. Der einzige Ausweg wäre, den Brennereien (ähnlich der bisherigen Methode nach dem Kartellvertrage) zunächst einen bestimmten Abschlagspreis zu zahlen, die Verkaufspreise des Sprits durch eine unter genügender Wahrung der Konsumenteninteressen zusammengesetzte Kommission feststellen zu lassen und den Mehrgewinn nach Abzug einer bestimmten Reichseinnahme den Brennern nachträglich zu vergüten. In dieser Form ließe sich über das Branntweinmonopol reden; ich befürchte, daß es zum Schaden des Volkes von der Blockmehrheit jetzt ohne die notwendigsten Aenderungen zur Annahme gelangt.

Bruno Buchwald

Verantwortlich für die Redaktion: Eberhard Frowein, Charlottenburg, Lützowerstr. 6; für den Handelsteil: Bruno Buchwald, Berlin C., Heiligegeiststr. 52.

Geschäftliches

Einrichten einer Wohnung von einem ganz neuen Gesichtspunkte zeigt die Wohnungsausstellung in der Tauentzienstraße 10, Berlin, zu deren Besichtigung jede Leserin und jeder Leser eingeladen ist. — Der Hauptschmuck jener Wohnungen ist der Mensch! Ihm ordnet sich alles andere unter und umgibt ihn mit einer Atmosphäre, die zu seiner modernen Art und modernen Kleidung trefflich paßt. Alles dient dem Behagen und der Bequemlichkeit des Bewohners; Zierate, die schreiend hervortreten oder sonst unbequem werden für Körper und Auge, gibt's dort keine. Dennoch sind die Wohnungen schön, die Kunstkritik unserer großen Zeitungen hat das so einmütig bestätigt wie kaum je sonst wo. — Die Ausstellung ist geöffnet täglich von 10—1 und 3—7, Sonntags 12—2 Uhr. Eintritt frei. W. Dittmar, Möbelfabrik, Berlin, Molkenmarkt 6, ist der Aussteller und bietet auch in seinem Hauptgeschäfte eine treffliche Auswahl von feinen, preiswerten Möbeln. — Abbildungen gern kostenfrei.

Wollen Sie etwas Feines rauchen?

Dann empfehlen wir Ihnen

„Salem Aleikum“

Garantiert naturell-aromatische, rein türkische Cigarette. Diese Cigarette wird in Nr. 3 nur lose, in den Nummern 4 bis 10 auch in einfachen Kartons à 20 Stück Inhalt, ohne Kork, ohne Goldmundstück verkauft. **Bei diesem Fabrikat sind Sie sicher, dass Sie Qualität, nicht Konfektion bezahlen.**

Preis: Nr. 3 4 5 6 8 10
$3\frac{1}{2}$ 4 5 6 8 10 Pf. das Stück.

Nur echt, wenn auf jeder Cigarette die volle Firma steht: **Orientalische Tabak- und Cigarettenfabrik „Yenidze“, Inhaber: Hugo Zietz, Dresden.** Deutschlands grösste Fabrik für Handarbeit-Cigaretten.

Zu haben in den **Cigarren-Geschäften**